



This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

- + *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at <http://books.google.com/>

3 2044 103 211



Germany

132 April 1920

May 9

56.

Die
Staatskrankheit.

Es ist nicht Alles, wie es sein soll,
Etwas ist faul im Staate Dänemarks.

Berlin.
J. Schneider & Comp.
Unter den Linden 19.

1852.



mar 9

56
n. S.

x

Die

c

Staatskrankheit.



Es ist nicht Alles, wie es sein soll,
Etwas ist faul im Staate Dänemark.



Berlin.

S. Schneider & Comp.

Unter den Linden 19.

1852.

+

GER.
3

Werft einen Blick auf die Geschichte der letzten sechzig Jahre, und Ihr werdet sogleich einen frappanten Unterschied bemerken, der sich in den Schicksalen der Staaten darstellt, da die einen in ihrer innern Entwicklung wie in ihrer äußern Machtstellung stätig fortschreiten, — es sind Rußland, Nord-Amerika und England, — die andern aber in ihrer innern Verfassung wie in ihrer äußern Machtstellung, ja selbst in ihrem Territorialbesitz, die auffallendsten Veränderungen erlitten, und bis diesen Tag in fortwährenden Schwankungen oder Revolutionen begriffen sind. Portugal, Spanien, Italien, Frankreich, Holland, Deutschland, Dänemark, Schweden, Preußen und Oesterreich, — welche unermesslichen Veränderungen haben sie alle seit sechzig Jahren erfahren!

Dynastien sah man vertrieben, zurückgeführt und wieder vertrieben; Verfassungen wurden gegeben und aufgehoben; ganze Länder zerstückelt und zertheilt, Provinzen abgerissen und vertauscht; Bürgerkriege wechselten mit Invasionskriegen; die Revolution mit der Restauration, die Monarchie mit der Republik, die Republik mit dem Cäsarismus, der Cäsarismus

mit dem Constitutionalismus, dem Socialismus und Communismus im Hintergrund. Dazu der Rheinbund, deutscher Bund, Reichsverweser, Drei-Königsbund und Vier-Königsbund, und abermals Bundestag; dazu Landstände, Reichsstände, National-Versammlung, Kammern und abermals Landstände; dazu flüchtige Päpste und gefangene Bischöfe, und Jesuitenmissionen und Lichtfreunde; dazu Romantik und Rationalismus, und Pietismus und Atheismus u. u. — alles wie in einem Kaleidoskop durcheinander geworfen. Man dreht es um, und ein neues Bild stellt sich dar.

Von dem Tajo bis zur Weichsel, und von dem Aetna bis zum Nordkap gehe man alle Länder durch, und jedes hat die auffallendsten Veränderungen erfahren. Und alle sind sie in Bewegung, welches auch ihre Nationalität, ihre Confession, ihr Culturgrad und ihre Verfassung sei. Ueberall eine innere Disharmonie, innerer Unfriede und Drang zur Veränderung.

Dies ist die Staatskrankheit, deren Ursachen zu erforschen wir versuchen wollen. Wir abstrahiren dabei von allen theoretischen Ansichten und spekulativen Systemen, indem wir uns ausschließlich auf Beobachtungen und Thatsachen stützen, welche weder durch Phantasie erzeugt, noch durch Deklamationen weggeläugnet werden können.

I.

Allgemeine Ursachen der Staatskrankheit.

Die Staaten des westlichen Europas, der germanischen und romanischen Völker, sind krank, weil das Prinzip, wonach sie ursprünglich gebildet wurden, nicht mehr das herrschende ist, und weil sie also kein einheitliches Prinzip mehr enthalten, sondern von widersprechenden Prinzipien bewegt werden.

Diese Behauptung wird sogleich einleuchten, wenn wir auf den Gegensatz blicken; denn Krankheit erklärt sich aus der Gesundheit. Wie nun also die Staaten des westlichen Europa krank erscheinen, so stellen sich als gesunde Staatskörper dar: Nordamerika, Rußland (und beziehungsweise England). Diese sind deshalb gesund, weil das Prinzip, woraus sie ursprünglich hervorgegangen, noch das herrschende ist, und die ganze Organisation bestimmt. Nordamerika nämlich ist aus einem Kolonistenverein erwachsen, und bis diesen Tag hat sein Staatswesen die Gestalt eines freien Vereins von wesentlich unabhängigen Individuen. Das Ganze ist in vollkommener Harmonie. Rußland andererseits ist nach patriarchalischen Formen gebildet, die den ganzen Körper von oben bis untenhin durchdringen, und den Kaiser

mit den leib eigenen Bauern verknüpfen. Diesen patriarchalischen Vorstellungen gemäß nimmt der russische Bauer keinen Anstand, den Kaiser „liebes Väterchen“ zu nennen, oder auch bei seinem bloßen Namen mit dem Patronymikum dazu, wie „Nikolaus, Sohn des Paul“ (Nicolaj Paulowitsch). Diesen patriarchalischen Ideen entsprechen die politischen und socialen Formen Rußlands, und beide entsprechen dem Culturzustande des russischen Volkes. Darum erscheint Rußland als ein gesunder kräftiger Staat, weil es mit sich selbst in Harmonie steht.

Warum ist es nun in den Staaten des westlichen Europa's nicht so, d. h. warum sind diese Staaten krank? Oder, was dasselbe ist, warum stehen sie in innerer Disharmonie?

Die Antwort liegt auf der Hand, wenn wir nur berücksichtigen, aus welchen Prinzipien diese Staaten hervorgegangen sind, nämlich aus dem Feudalismus. Dieser Ursprung ist ihnen gemeinsam, und unterscheidet sie zugleich grundwesentlich von Rußland, welches nicht aus dem Feudalismus entsprungen ist, und unsere mittelalterlichen Formen nie gekannt hat, sondern auf patriarchalischen Prinzipien beruht, die von dem Feudalismus grundwesentlich verschieden sind.

Ursprünglich aus einer kriegerischen Gesellschaft hervorgegangen, und wesentlich auf herrschaftliche Zwecke gerichtet, organisirte sich die germanisch-romantische Welt zu einem System übereinander geschich-

terer Stände. Ein pyramidaler Bau, in welchem die untere Schicht, den Druck des Ganzen tragend, gänzlich der Unfreiheit erlag, die mittleren und höheren Schichten aber sich in verschiedenen Graden der Unterthänigkeit und des Herrschens zur Freiheit erhoben, die von dem Gipfel herabfloß, und natürlich nach unten hin nur in spärlichen Tropfen ankam. Jede niedere Stufe war der höheren unterthänig, und was sie an Freiheit und Recht besaß, war ihr von oben her verliehen. Jeder Höhere erschien demnach für den Niederen als eine Autorität. Das Ganze war ein verkörpertes Autoritätssystem.

Bei einer solchen Gesellschaftsbildung, wo jede Stufe eine höhere über sich hat, war es eine innere Nothwendigkeit, daß an der Spitze der Papst stand, dann der Kaiser, die Könige und überhaupt die Landesherren; es wäre gar nicht anders zu denken gewesen. Die Landesherren fanden in ihren Vasallen die Stütze wie die Organe ihrer Gewalt, und in dem durchgehenden Abhängigkeitsprinzipie eine unerschütterliche Basis der Autorität. Somit war Alles in bester Harmonie.

Allein diese hierarchische Gesellschaftsbildung hat sich im Verlaufe der letzten Jahrhunderte aufgelöst, wesentlich so, daß die Gewalt der Zwischenglieder von der königlichen oder landesherrlichen Gewalt absorbiert wurde. Das Königthum gewann dadurch außerordentliche Kräfte und wurde gewissermaßen absolut,

aber in demselben Maße, als diese absolute Gewalt fortschritt, verlor sie ihre ehemaligen Stützen, die politischen wie die moralischen. Denn mit dem Verschwinden der hierarchischen Organisation verlor das Autoritätsprinzip seine reelle Bedeutung. Als Resultat ergibt sich also eine Staatsgewalt, welche aus feudalen Grundlagen erwachsen, indessen doch diese feudalen Grundlagen vollständig verschwunden sind; eine Staatsgewalt, die sich als Autorität geltend macht, während sich doch in der modernen Gesellschaftsbildung fast keine Spur mehr von Autorität findet. Worauf beruht also diese Staatsgewalt?

Sie scheint in der Luft zu schweben, und weil man dies empfindet, sucht man sie zu stützen: durch constitutionelle Kammern oder restaurirte Stände, oder durch reine Militair- und Polizeigewalt, oder durch conservative Vereine, Treubund u. s. w. Oder man will die Staatsgewalt an die Kirche lehnen, und versucht ihr einen neuen Halt zu geben durch die Verbreitung gewisser dogmatischer Vorstellungen, und fogar durch rein speculative Begriffe.

Dies Alles ist wesentlich ohne Erfolg, wie die Erfahrung lehrt. Seit 60 Jahren sieht man die Staaten im Umfallen oder doch in fortwährenden Schwankungen begriffen, deren Ende noch lange nicht zu ermessen.

So erscheinen die germanischen und romanischen Staaten des Continents, während England in Ver-

gleich dazu noch fest und gesund aussieht, und in seiner inneren Ausbildung, wie in seiner äußeren Macht stetig fortschreitet. Woher kommt dies nun, daß England, im Vergleich zu den übrigen europäischen Staaten, denen es doch sonst so tief verwandt ist, noch gesund erscheint? Ohne Zweifel kommt es daher, weil seine feudalen Grundlagen sich zum guten Theil noch erhalten haben, und bis diesen Tag noch das englische Staatswesen charakterisiren. Indessen giebt es tausend Elemente in England, welche diese feudalen Grundlagen von allen Seiten angreifen und unterminiren, und in dieser Arbeit neuerdings sehr schnelle Fortschritte machen. Schon sind sie nicht mehr aufzuhalten, bald vielleicht sind sie am Ziel. Dann wird auch England dem großen Revolutionsprozeß der übrigen germanischen und romanischen Staaten verfallen, mit denen es die gemeinsame Auflösung theilen wird, wie es mit ihnen gemeinsamen Ursprungs war.

Diese Lage der Dinge konnte dem Kaiser Napoleon, der mit seinen Armeen in alle Hauptstädte des Continents eingezogen, und also die politischen Zustände Europas wohl sehr genau kannte, nicht entgehen, und mit seinem Adlerblick erfaßte er sogleich die ganze Bedeutung der Sache. Er sah die Staaten des westlichen Europas in innerer Auflösung begriffen; er hatte sie sämmtlich darniedergeworfen, aber in Rußland trat ihm eine Macht entgegen, die

ihm durch ihre feste Haltung und durch die einheitliche Organisation imponirte; er selbst endlich hatte ein eigenes System zu gründen versucht, und war durch die vereinigte Macht des alten Europas unterdrückt, — da sprach er das merkwürdige Wort: In 50 Jahren wird Europa kosackisch oder republikanisch sein.

II.

Auflösung Des Feudalismus.

Um die gegenwärtige Situation richtig zu beurtheilen, muß man die ganze Summe der Veränderungen in's Auge fassen, welche aus der Auflösung der mittelalterlichen Gesellschaftsbildung entspringen. Man muß sehen, welche unermesslichen Kräfte das Autoritätsprinzip durch die hierarchisch-feudalistische Organisation gewann, und welche Stütze der Thron daran fand.

Diese Organisation und diese Stützen sind verschwunden. Gleichwohl erscheint die moderne Gesellschaft noch der Form nach als Monarchie, während ihr inneres Gefüge fast keine Spur von Monarchismus mehr hat; und gleichwohl steht eine Regierung an der Spitze, welche Autorität in Anspruch nimmt, während alle realen Grundlagen des Autoritätssystems verschwunden sind, — ein vollständiger Widerspruch.

Dies ist die Staatskrankheit, denn Krankheit besteht in der Disharmonie. Darum sind die Staaten des westlichen Europa's sämmtlich krank, und darum sind sie in fortwährenden Gährungen und Schwankungen begriffen. Wer sich in Widerspruch befindet, ist unruhig.

Um nun die Bedeutung dieser Sache zu er-messen, müssen wir uns den ganzen Vorgang der Auflösung des Feudalismus vergegenwärtigen, und haben dabei zu berücksichtigen:

- 1) die Veränderungen in den moralischen Ueberzeugungen der Menschen;
- 2) die Veränderungen in den politischen Formen;
- 3) die Veränderungen in den ökonomischen Grundlagen der Gesellschaft.

Was das Erste betrifft, so concentrirt sich Alles in dem allgemeinen Bewußtsein der Freiheit, welches sich allmählig entwickelt hat. Dieser Umschwung ist unermesslich. Denn das Freiheitsbewußtsein des heutigen Menschen ist etwas durchaus Anderes als das Freiheitsbewußtsein im Mittelalter, wo Freiheit und Unfreiheit neben einander bestanden, wo es verschiedene Stufen der Freiheit gab, und die Freiheit nicht als etwas dem Menschen Eigenes, sondern als etwas Verliehenes galt. Jetzt spricht man mit dem Dichter:

„Der Mensch ist frei geboren“

und diese Freiheit besitzt er nicht in Folge eines

herrschaftlichen Gnadenbriefes, sondern als eine Gabe Gottes. Dies ist das heutige Bewußtsein der civilisirten Völker.

Dieses Bewußtsein kann atheistisch werden. Diese Möglichkeit liegt in der Freiheit selbst; denn Gott hat dem Menschen die Macht gegeben, seinen Schöpfer selbst zu verleugnen. Der Atheismus ist also eine Erscheinung, die man bekämpfen, aber nicht unmbglich machen kann, ohne die Freiheit selbst aufzuheben. Ist aber das Bewußtsein christlich, so fühlt es sich in seiner Freiheit durch den Erbsen vermittelt, und ist es katholisch, so sieht es in der Kirche die Fortsetzung der Offenbarung, die Organe des Mittlers, und fühlt sich darum an die Kirche gebunden. Doch gleichviel, in der katholischen wie in der protestantischen Welt, fühlt sich der Mensch wesentlich frei, und nach dieser Freiheit nur an Gott gebunden, oder an das, was ihm als eine Manifestation Gottes gilt, also an die Offenbarung, welche für den Protestanten in dem Evangelio geschlossen ist, und für den Katholiken sich in der Kirche fortsetzt. Autorität im vollen Sinne des Wortes ist daher für das heutige Bewußtsein nur dort zu finden, weil über der menschlichen Freiheit nur das Göttliche in absoluter Geltung steht. Alles Andere hat für den heutigen Menschen keine unbedingte Geltung mehr, also keine Autorität im strengen Sinne des Wortes. Daher ist die Autorität nicht das Prinzip der heutigen Gesellschaft,

wie sie es allerdings im Mittelalter war, weil damals die Freiheit als etwas Verliehenes galt. Denn wer die Freiheit verliehen empfängt, muß den Verleiher wohl als eine Autorität ansehen.

Dieses moderne Freiheitsbewußtsein hat sich allmählig entwickelt im Zusammenhange mit den politischen Veränderungen, welche nun zum Zweiten zu betrachten sind. In dieser Beziehung ist der Verlauf allgemein bekannt. Er besteht der Hauptsache nach in dem Verschwinden der Zwischengewalten, und in der Entwicklung der absoluten Monarchie (auf dem Continent), welche die allgemeine Freiheit vorbereitete durch die gemeinsame Herrschaft, nachdem aber das allgemeine Freiheitsbewußtsein zu erstarken anfing, alsbald selbst ihr absolutes Prinzip aufgab, freiwillig oder gezwungen. Dies ist der Kern der politischen Geschichte.

Jetzt müssen wir uns zum Dritten die ökonomischen Veränderungen vergegenwärtigen, welche weit weniger beachtet zu werden pflegen, in der That aber sehr viel wichtiger sind als die politischen Veränderungen. Denn überhaupt sind Staatsformen nur ein Mitteleres. Es heißt: „Bete und arbeite,“ das ist das A und O; aber es heißt nicht: „Bete und politisire.“ Der Mensch steht auf der Erde und sein Anblick blickt in den Himmel. Seine Idee von Gott und die Bedürftigkeit seiner irdischen Natur sind die beiden treibenden Mächte, und Staatsformen nur das

Resultat derselben; sie haben keine selbstständige Existenz. Staatsformen aus rein politischen Begriffen beurtheilen zu wollen ist ein Irrthum, und wo man auch versucht hat rein politische Formen zu construiren, haben sie sich stets ganz haltungslos erwiesen. Daß man dergleichen dennoch bis diesen Tag versucht, ist selbst ein sehr auffallendes Symptom der Krankheit unserer Zeit.

Zur Sache!

Was war also die ökonomische Grundlage des Feudalismus? Ganz gewiß das Grundeigenthum. Mit dem Grundeigenthum war damals unmittelbar eine Herrschaft gegeben. Denn kriegerische Schaaren hatten das alte römische Reich in Besitz genommen, und so ergab sich unmittelbar für den großen Grundbesitzer nach unten hin eine Herrschaft über Hintersassen und Knechte, wie nach oben hin ein Verhältniß der Abhängigkeit von dem Kriegsfürsten, welcher das Land vertheidete. Ueberhaupt ist das Mittelalter aus einer kriegerischen Gesellschaft hervorgegangen, auch in den germanischen Stammländern, und der kriegerische Zweck war das entscheidende Element der Organisation. Auf dem Grundbesitz ruhte die Wehrpflicht.

In dieser Gestalt nun bildete das Grundeigenthum eine unerschütterliche Basis der Autorität, um so mehr, als der Grund und Boden damals fast allein Werth hatte. Denn bei rohen Völkern bilden

die Erträge der Felder, Weiden und Wälder, der Flüsse, Seen und Teiche fast den alleinigen Reichtum; woraus sich denn auch der große Werth erklärt, den man in alten Zeiten auf die Jagd legte, weil sie nämlich einen bedeutenden Theil des Einkommens bildete. Die großen Grundbesitzer waren also damals die einzigen potenten Leute. In ihrer Mitte stand der König als der größte Grundbesitzer, und in ganz einfachen Formen bildete sich ein unerschütterliches System der Autorität. Die Bischöfe standen daneben, und sprachen die göttliche Weihe darüber aus, oder auch den Bann, welchem unmittelbar der Säbel folgte, den sie auch selbst trugen. Ein Gemisch von Christenthum und Heidenthum, aber überall mit christlichen Symbolen decorirt.

Diese Autoritätsbasis, welche der Grundbesitz gewährte, verlor aber an relativer Macht durch die Zunahme des beweglichen Vermögens. Die königliche oder landesherrliche Macht sank, wie die öffentlichen Bedürfnisse sich mehrten, und Steuern auferlegt wer-
 mußten, da die Einkünfte der Domänen nicht mehr ausreichten; denn seitdem erschien die öffentliche Gewalt nicht mehr als des Königs eigne Gewalt, sondern als die Gewalt des Landes oder des Staates. Finanzbedürfnisse haben in alten Zeiten die Landstände hervorgerufen, wie in neuerer Zeit die Revolutionen und Constitutionen.

Allmählig wurde das Geld eine Macht, und das

Geld nivellirt; es ist ein Feind der Autorität. Kauf und Verkauf des Grundbesizes wurden häufiger, und der Grundbesitzer selbst wurde je mehr und mehr abhängig vom Gelde, theils wegen seiner verfeinerten Bedürfnisse, theils wegen veränderter Bewirthschaftung. Das Geld drang in die ländlichen Verhältnisse ein, und veränderte die Beziehungen des Arbeiters zu dem Grundherrn. War der Arbeiter ehemals ausschließlich auf einen Antheil des Bodenertrages angewiesen, so fühlte er sich dadurch selbst an diesen Boden und an den Herrn gebunden; wird aber der Arbeiter statt dessen in Geld gelohnt, so löst sich dieses Band, und er tritt dem Gutsherrn als ein freies Individuum gegenüber.

Die Geldwirthschaft zerstört die Autorität, welche hingegen in der Naturalwirthschaft am festesten wurzelt, die Basis aber der Naturalwirthschaft selbst ist der Grundbesitz. So lange der Feudalismus in Blüthe stand, war daher der Grundbesitz nicht allein die Basis aller gesellschaftlichen Stellungen, und so zu sagen der Privatgewalten, sondern auch der Staatsgewalten. Er war ein Amt. Die öffentlichen Beamten zogen ihr Einkommen vom Grundbesitz, der ihnen mit ihrer Stelle verliehen wurde. Dies gab ihnen ein gewisses Aplomb und eine unerschütterliche Autorität, fest gegründet wie die Erde. Allmählig aber verschwanden diese Naturalstationen, und die öffentlichen Beamten wurden auf Gehalt gestellt. So ver-

loren sie die breite Basis der Autorität, sie erschienen als atome Individuen und sahen sich auf künstliche Machtmittel angewiesen, — gleichsam wie eine in die Höhe gerichtete Stange, die man durch künstliche Stützen halten muß, während eine Pyramide auf ihrer eignen Basis ruht. Da sie nun ihr Einkommen aus der Staatskasse ziehen, welche sich selbst von Steuern ernährt, wird es sichtbar, daß die Regierenden von den Regierten leben, und folglich von denselben abhängen, und die Autorität verschwindet. Wird endlich selbst die Hofhaltung des Königs auf eine Civilliste begründet anstatt auf Kron Güter, so ist das dynastische Prinzip dadurch geradezu untergraben, das Königthum in das Beamtenthum aufgelöst, und thatsächlich die Republik begründet. So viel bedeutet der Uebergang von der Naturalwirthschaft zur Geldwirthschaft.

Hat also das Geld eine so große Wirkung, so müssen wohl alle Veränderungen im Geldwesen von Wichtigkeit sein, und alle diese Veränderungen fielen zum Nachtheil der Autorität aus. Allmählig verloren nämlich die Landesherrn fast allen Einfluß auf die Circulation. Sie hatten freilich das Münzregal, aber die Münze wurde bald durch andere Werthzeichen überflügelt. Es kamen die Wechsel auf, welche große Summen leicht übertragbar machten, und damit die Circulation der Staatsgewalt entrückten. Nun wurden die großen Handelshäuser bald mächtiger als

der Münzmeister, und die Fürsten borgten von den Juden. Auf die Wechsel folgten die Banken, woraus in Verbindung mit den Borsen und mit den großen Banquiers eine solche Macht erwachsen, daß die mächtigsten Staaten mit ihr contrahiren müssen, und das eine Haus Rothschild ohne Zweifel einen sehr viel größeren Einfluß in Europa ausübt, als viele souveraine Fürsten. Wo bleibt die Autorität?

Der hierarchischen Organisation der ländlichen Bevölkerung entsprach im Mittelalter auch die Organisation der städtischen und industriellen Bevölkerung, die wir nun desgleichen zu betrachten haben, um zu sehen, wie sie sich ebenfalls auflöste, und welche unermesslichen Folgen daraus hervorgehen.

So trat zunächst nach Oben hin die Abhängigkeit von einem Oberherrn überall sehr stark hervor. Waren doch viele Städte von den Landesfürsten, von Bischöfen und Grafen, auf ihrem Territorium selbst angelegt, und folglich ihren Herrn gänzlich unterthänig. Und wo dies auch nicht der Fall, so war ihnen doch ihre Verfassung und Recht von den Landesherren in besonderen Freibriefen verliehen. Desgleichen beruhte Verfassung und Recht der Zünfte und Gilden auf besonderen Privilegien, von den Landesherren verliehen. Desgleichen wurden Marktrecht, Stapelrecht und Bannrechte verliehen; selbst ganz individuelle Gewerbeberechtigungen. Denn wie ein Landesherr einem Ritter ein erledigtes Lehn verlieh, so gab er einem armen Leu-

fel das Recht: hier eine Schmiede anzulegen, dort einen Krug, einen Kramladen, ein Bachhaus u. s. w. Dasselbe thaten Bischöfe, Aebte und Dynasten. Da fühlten sich also die Leute in ihrer ganzen Existenz von einem Oberherrn abhängig. Das war das Recht von Oben, um mit der Kreuzzeitung zu reden. Dieses Recht von Oben ist in der That der entscheidende Zug des Feudalismus, die Voraussetzung aber dieses Feudalismus war die Unfreiheit und die Sassenherrschaft. Denn zu einer Zeit, wo nahm wer nehmen konnte, hatten die Mächtigen so ziemlich Alles in Beschlag genommen, und verliehen es dann wieder stückweise, weil sie es doch selbst nicht nutzen konnten.

In dieser Weise erschien also das Städtewesen und die gewerbliche Bevölkerung nach oben hin abhängig, nach unten hin aber selbst wieder als eine Autorität. Mit Mauern und mit Thürmen schauten die Städte in das Land hinein, und gewährten sie ihren Umgebungen Schutz, so begründeten sie zugleich ihre eigene Herrschaft, erwarben Güter und Dörfer als unterthänige Lande. In den Städten selbst etablierten sich neben den herrschaftlichen Beamten die Geschlechter als Autoritäten. Daran schlossen sich die Gilden der Kaufleute, und die Zünfte der Handwerker. Alles hierarchisch über einander geschichtet, in sich selbst hierarchisch gegliedert, und zugleich nach kriegerischen Zwecken eingerichtet. Die eine und selbe Organisation

diente zur innern Verwaltung wie zur Vertheidigung nach Außen; denn dieses Thor hatten die Fleischerhauer zu vertheidigen, jenes die Gerber u. s. w. Ein Altmeister der Gewerke war also zugleich ein Offizier und ein Beisitzer, und der Meister für seine Gefellen der natürliche Corporal.

Da wollte es etwas sagen, ein Meister zu heißen, da so ein Meister ganz erhebliche Privilegien hatte. Denn er allein hatte das Recht die Waare zu fertigen, und die umwohnende Bevölkerung mußte in der Stadt kaufen. Wo nun der Meister so viel bedeutet, da ist auch schon der Geselle etwas, ja selbst der Lehrling. Selbst dies war schon ein Rang; da nicht jeder Knabe ein Handwerk lernen durfte, sondern der Zutritt zu den Handwerken auf privilegierte Kreise beschränkt war. Man nehme aber das Privilegium, und fort ist die ganze hierarchische Organisation, fort ist die Autorität. Es wird zur Phrase, noch weiter davon zu sprechen.

Nun verloren aber die Privilegierten allmählig ihre reelle Bedeutung; viele Umstände wirkten dabei zusammen. In manchen neueren Städten erhielten die Handwerker überhaupt kein Zunftrecht. Es kamen neue Arten von Handwerken auf, welche nicht zünftig wurden. Landesherren und Stadtmagistrate gaben Patente, und neben den zünftigen Meistern etablierten sich die Patentmeister. Der Handelsverkehr wurde lebhafter und freier, und wo die Waare aus der

Fremde eingeführt werden kann und bei jedem Krämer zu finden ist, verliert die Meisterschaft ihren Werth. Was nützt dem berliner Schuhmacher sein Meisterrecht, wenn die Kalauer zu Markte kommen?

Noch schlimmer, wenn die Fabrikanten kommen. Und sie kamen, sobald die Mechanik und die Physik in die Industrie eindrangten, und viele Handwerke ihren ehemaligen Charakter dadurch vollständig verloren. Zwischen Meister und Gesellen schiebt sich dann Capital und Intelligenz ein, und es bildet sich dadurch eine industrielle Combination, deren Glieder in keinem natürlichen Zusammenhang stehen: Capitalist, Techniker und Arbeiter; sie sind sich innerlich fremd, sie treten nur äußerlich zusammen, als unabhängige Individuen. Diese Entwicklung ist in rascher Zunahme. Schon hat das Fabrikwesen viele Gewerke ganz aufgelöst, den noch bestehenden macht es Concurrnz. Der Welthandel kommt dazu, und was bedeutet nun die Meisterschaft in der Concurrnz mit aller Welt? was bedeutet es z. B. ein Messerschmiede-Meister zu sein, wenn man Messer aus rheinischen Fabriken bezieht, oder auch aus Belgien und England? Die Meisterschaft bedeutet nichts mehr, und so bedeutet denn die Gesellen- und Lehrlingschaft auch nichts, und das Autoritätsprinzip in den Gewerben ist vollständig verschwunden.

Stückweise und allmählig ist das Gebäude der agrarischen wie der industriellen Hierarchie verfallen.

Der Feudalismus erstarb in sich selbst, wie sich die Zustände veränderten, unter denen er sich ursprünglich gebildet hatte. Entscheidend wirkte in dieser Hinsicht die veränderte Weise der Kriegführung, und dies erscheint um so natürlicher, weil ja die ganze Feudalorganisation ursprünglich durch kriegerische Zwecke bedingt war. Was bedeuteten nun also Grafen und Barone, seitdem die Armeen nicht mehr aus Rittern und Knappen bestanden? Und was bedeuteten die Privilegien, womit die Städte früherhin von den Landesherrn ausgestattet waren, um an den Städten einen Stützpunkt gegen die großen Vasallen zu haben, nachdem das Vasallenthum selbst gebrochen war? Die Zwischengewalten, welche sich zwischen dem Landesherrn und dem Volke gebildet hatten, die großen Grundherren wie die halb unabhängigen Städte, verloren also an innerer Bedeutung, wie zugleich die Mittel ihrer Erhaltung, indem sie sich gegen die Kriegsmacht des Landesherrn nicht mehr zu behaupten vermochten. So verschwand die Macht der alten Landstände. Denn die Garantie der mittelalterlichen Verfassung war der bewaffnete Widerstand, welchen der Adel in seinen Burgen, die Bürger hinter ihren Mauern, dem Landesherrn zu leisten vormochten.

Diese Garantie verschwand vor der Artillerie. Bekannt ist in dieser Hinsicht, welchen gewaltigen Eindruck einst die faule Crete machte, welche Friedrich, der erste Kurfürst aus dem Hause Hohenzollern, in

die Mark Brandenburg führte. Diese faule Grete hat den ganzen politischen Zustand der Mark verändert, denn vor ihrer metallenen Sprache erbebt die Burg. Da wurden die Junker stutzig, und gaben klein bei. Den Stadtherren ging es nun auch an den Krage, denn ihre Mauern hielten auch nicht, und die faule Grete bekam gar bald viele Kinder und Kindeskinde, die jetzt im Zeughause stehen, und tragen die Devise: ultima ratio regis. Die Artillerie also hatte die Bahn eröffnet, auf der die centralisirende und nivellirende Macht der Landesherrn fortschritt. Und wie nun Eins das Andere nach sich zog, so verlor die ganze mittelalterliche Verfassung allmählig ihr inneres Leben und ihre Macht. Die Revolution fand nur noch Trümmern vor, die auch ohnedies verschwunden sein würden, nur etwas langsamer und nicht so gewaltsam.

Welch eine grundlose Meinung ist es demnach, als wären es nur einige Philosophen gewesen, welche das mittelalterliche Autoritätsgebäude zerstört? Ach, die Philosophen haben das Wenigste gethan, denn sie haben das Pulver nicht erfunden, und Pulver hat die Gewölbe des Mittelalters zersprengt. War nun erst einmal Bresche gemacht, so drang die neue Zeit durch alle Ritzen hinein. Jede neue Entdeckung in Künsten, Wissenschaften und Gewerben zerstörte ein Partikelchen des mittelalterlichen Wesens. Von allen Seiten gerüttelt und geschüttelt, zerlegt und zerlegt, mußte es dann endlich wohl verschwinden.

Mit ihm aber ist das Autoritätsprinzip zu Grunde gegangen. Denn das Mittelalter selbst in seiner hierarchischen Organisation war die verkörperte Autorität. Obenan der Stadthalter Gottes, dann der Kaiser und die Könige, die Kurfürsten, Herzöge, Fürsten, Grafen und Herren mit ihren Hintersassen, Leibeigenen und Knechten; die kirchlichen Institutionen dazwischen geflochten, mit Erzbischöfen, Prälaten, Erzpriestern, Pfarrern und Kaplänen, und den zahllosen Orden und Bruderschaften; dazu die städtische Hierarchie mit Bürgermeistern, Rathmannen, Gildeameistern, Altmeistern, Meistern, Gesellen und Lehrlingen, — für eine solche Gesellschaft ist die Autorität das Prinzip. Seitdem aber diese Gesellschaft nicht mehr besteht, ist die Autorität nicht mehr das Prinzip.

Man mag das Autoritätsprinzip in speculativen und dogmatischen Systemen entwickeln, und man mag diese Systeme von allen Kathedern und von allen Kanzeln proclamiren, es besteht in der Wirklichkeit doch nicht. Es ist eine bloße Idee, und nie und nirgends ist es geschehen, daß sich die Gesellschaft auf den Grund einer bloßen Idee organisirt hätte, sondern es gehören reale Grundlagen dazu, und wir haben gezeigt, wie die realen Grundlagen des Autoritätssystems verschwunden sind. Darum herrscht dieses Prinzip selbst in den katholischen Ländern nicht mehr, obwohl die katholische Kirche als solche ihre hierarchische Organisation bewahrte; in der bürger-

lichen Gesellschaft herrscht es nicht mehr, weil die feudale Gesellschaftsbildung verschwunden ist, selbst in Italien und Spanien, wo doch der katholische Glaube noch stark genug ist, auch Philosophie und Aufklärung gewiß nicht übermäßig betrieben sind. Gleichwohl ist die Autorität auch dort im Abgang begriffen, der Feudalismus erlischt, die Verhältnisse nivelliren sich, und das Freiheitsbewußtsein tritt hervor.

Das Autoritätsprinzip gehört einer Zeit an, wo Freiheit und Unfreiheit neben einander bestand, wo es Stufen der Freiheit gab, und wo die Freiheit wie alles Recht als etwas Verliehenes galt, also dem Feudalismus. Wo aber die Menschen anfangen, sich ihrem Wesen nach als frei zu fühlen, verschwindet die Autorität.

Sehr wohl verträgt sich mit diesem modernen Freiheits-Bewußtsein die Achtung vor persönlicher Ueberlegenheit, Gehorsam gegen die Gesetze, Ehrerbietung gegen die Behörde, und wenn man dies Autorität nennen will, so kommt mir auf das Wort nichts an. Aber im strengen Sinne des Wortes bedeutet Autorität noch mehr, es bedeutet etwas Unbedingtes, wie es sich nur noch in der katholischen Kirche, aber nicht mehr in der heutigen Gesellschaft findet. Gehorsam gegen die Gesetze und deren Träger findet sich ja auch in Nord-Amerika, obgleich doch Niemand behaupten wird, daß das amerikanische Staatswesen auf Autoritätsprinzipien beruhe. Autorität bedeutet also noch

etwas Anderes, und im strengen Sinne des Wortes besteht sie nicht mehr, weil sie durch die Auflösung der feudalen Gesellschaftsbildung ihre reelle Grundlage verloren hat.

Wie nämlich in der ländlichen Bevölkerung die Bande der Hörigkeit und Dienstpflichtigkeit nach allen ihren Formen und Graden verschwanden, der Grundbesitz theilbar und die Gemeinheiten getheilt wurden, während gleichzeitig die städtischen und gewerblichen Corporationen den Charakter der Ausschließlichkeit verloren, und für Jedermann geöffnet, wo nicht geradezu aufgehoben wurden, verwandelte sich die hierarchisch gegliederte Gesellschaft in eine Masse freier Individuen. Das Grundeigenthum streifte seinen feudalen Charakter ab, und erschien nicht mehr als etwas von einem Oberherrn Verliehenes, sondern als etwas der Person Eigenes, ein freier Besitz; desgleichen wurde der Gewerbebetrieb frei, und beruhte nicht mehr auf landesherrlich verliehenen Privilegien, — kurz, der alte compacte Zusammenhang löste sich in den Menschen wie in den Dingen, und der individuelle Besitz wie der individuelle Erwerb verbanden sich mit dem freien Individuum.

Es entwickelte sich also ein umfangreiches Privatrecht, welches allmählig seine Festigkeit in sich selbst suchte und fand. Zwischen den einzelnen Individuen flochten sich neue Verbindungen durch gegenseitige Bedürfnisse und den gegenseitigen Verkehr, wie über-

haupt durch Alles, was man die moderne Civilisation nennt, deren Lebensformen am Ende so fest werden, daß sie die größten politischen Katastrophen überstehen. Ein schlagendes Beispiel dafür liefern die modernen Revolutionen in den Hauptstädten, wie namentlich in Paris. In dem einen Stadttheile schlägt und schießt man sich, und es handelt sich um nichts Geringeres als um Monarchie oder Republik, und in den andern Stadttheilen geht man promeniren, geht in die Café's und in die Oper; die Eisenbahnzüge kommen und gehen, die Posten werden expedirt, die Druckereten sind in Arbeit, und die Redactionen schicken ihre Bericht-erstatte in die verbarricadirten Straßen, um über den Stand der Sache zu berichten. Mag nun die Monarchie oder die Republik siegen, dieser Unterschied greift nicht tief ein. Und warum nicht? Deshalb nicht, weil es ein Privatrecht giebt, welches sich ganz von der Staatsverfassung abgelöst hat. Dahingegen versetzt man sich in das Mittelalter, und erinnere sich an die furchtbaren Kriege, welche nicht etwa durch Verfassungsfragen sondern nur durch Thronstreitigkeiten veranlaßt wurden, man denke z. B. an den Krieg der beiden Rosen in England. Die Frage, ob das Haus Lancaster oder York regieren sollte, zerfleischte die Nation, — sehr natürlich in Mitten des Feudalismus. Denn an die streitenden Fürsten schlossen sich die großen Barone an mit ihren Hinterassen, und da es kein selbstständiges Privatrecht

gab, vielmehr aller Besitz verliehen war, so handelte es sich um die Existenz. Siegte das Haus York, so fürchteten die Barone, die es mit dem Hause Lancaster hielten, ihre Lehen zu verlieren, und so umgekehrt. Das Lehen war also die Kette, welches die Fürsten mit ihren Vasallen und deren Hinterlassen verband, und nicht etwa ein rein ideales Gefühl der Treue, wie es die Romantiker erdichtet haben. Das Lehnswesen durchdrang, wie gesagt, alle Lebensverhältnisse, auch die städtischen und gewerblichen, welche auf landesherrlich verliehenen Freibriefen und Privilegien beruhten. Darum finden wir im Mittelalter diesen festen Zusammenhang zwischen dem Fürsten und seinem Volke, und daraus erklärt es sich, daß Streitigkeiten über die Thronfolge die entseßlichsten Bürgerkriege veranlaßten, wie man es in Frankreich noch zur Zeit der Ligue sah. Neuerdings hingegen hat man erlebt, daß das Haus Bourbon und darauf das Haus Orleans durch einen Straßenkampf in Paris vertrieben wurden, ohne daß das französische Volk dafür oder dagegen Partei genommen hätte, und es ist nicht wahrscheinlich, daß sich dieses Volk dereinst erheben werde, um eins dieser beiden Häuser zurückzurufen. Und warum nicht? Nicht etwa deshalb, weil die heutigen Franzosen moralisch depravirt wären, da sie doch ganz gewiß nicht schlechter sind als zur Zeit der Ligue, sondern weil es gar kein reelles Band mehr giebt, welches die Nation mit der Dy-

nastie verknüpfte, — nämlich deshalb nicht, weil seitdem die Privatverhältnisse, welche doch den Hauptinhalt des menschlichen Lebens ausmachen, eine selbstständige Existenz gewonnen haben, und mit der Staatsverfassung in gar keinem Zusammenhange mehr stehen.

An die Stelle der landesherrlichen Gewalt, welche früherhin die ganze Gesellschaft durchdrang, und das Staatsrecht innigst mit dem Privatrecht amalgamirte, so daß das Ganze wesentlich einen privatrechtlichen Charakter hatte, ist eine Staatsgewalt getreten, und hat sich damit das Staatsrecht von dem Privatrecht getrennt. Man mag über den Ursprung dieser Staatsgewalt streiten, ob sie göttlichen oder menschlichen Rechtes sei, u. s. w. dies kommt hier nicht in Betracht, denn der Sache nach ist diese Staatsgewalt überall eine Collectivgewalt, wie sie denn auch durch die Steuercollecteure erhalten wird; und man sieht leicht, welche Consequenzen sich daraus ergeben.

Dies wissen die reactionären Schriftsteller sehr wohl, insbesondere Haller, welcher daher die Auflösung des Staatsrechts von dem Privatrecht am heftigsten bekämpft, weil er ganz richtig einsieht, daß sich eben in dieser Herausbildung eines besonderen Staatsrechts die ganze Auflösung des Feudalismus concentrirt. Nur ist es ein Irrthum zu meinen, daß diese Auflösung des Feudalismus durch einige philo-

sophistische Irrlehren oder durch einen revolutionären Schwindel bewirkt sei, anstatt durch die tausend realen Kräfte, welche im Laufe der Jahrhunderte, zwar langsam aber stetig wirkend, den Feudalismus zerstört haben. Aus diesem Irrthum erklärt sich der Versuch, durch eine Restauration der Staatswissenschaften das Mittelalter selbst restauriren zu wollen, was in der Praxis natürlich auf den Humor hinausläuft.

III.

Egalitätstendenzen des modernen Lebens.

Durch die Auflösung der feudalen Gesellschaftsbildung hat also das Autoritätsprinzip seine reelle Grundlage verloren, und kann seitdem nur noch als ein Nachhall wirken in Sitten und Denkweise der Menschen. Allein die Sitten selbst verändern sich, und tausend Dinge kommen hinzu, welche das Freiheitsbewußtsein des Menschen wecken. Mit dem Freiheitsbewußtsein erwacht aber zugleich das Bewußtsein der Gleichheit. Denn die Freiheit umfaßt den innersten Kern der menschlichen Persönlichkeit, und indem sich also die Menschen als frei fühlen, fühlen sie sich nach ihrem innersten Kern als gleich,

als gleich der Wesenheit nach, so sehr sie auch durch Fähigkeiten, Reichthümer und gesellschaftliche Stellung verschieden sein mögen. Wo sich der Mensch als Mensch fühlt, sieht er in dem Nebenmenschen Seinesgleichen. Daher ist es nicht zufällig, daß die Devise der Freiheit und Gleichheit auftrat. Es liegt eine innere Nothwendigkeit darin.

Vor allem ist es nun die allgemeine Beweglichkeit des modernen Lebens, welche das Bewußtsein der Freiheit und Gleichheit befördert, wie umgekehrt die mittelalterliche Schollenpflichtigkeit die mächtigste Ursache der Unfreiheit und Ungleichheit war. Denn wo der Bauer an der Scholle lebt, auf den engen Horizont seines Dorfes beschränkt, wo sich seinem Auge nichts Größeres darstellt als der Kirchturm und das Rittergut, werden ihm diese Dinge zu Symbolen unantastbarer Autoritäten. Darum hat sich in der ländlichen Bevölkerung das System der Unfreiheit am längsten erhalten, während sich in der gewerblichen Bevölkerung am frühesten der Freiheitstrieb regte. Der Handwerker wandert. Nun aber wandert der Bauer auch, und der Militärdienst reißt die jungen Burschen selbst wider ihren Willen von der heimathlichen Scholle, und führt sie in das beweglichere Leben der Städte, wo sie natürlich den Respect vor den Dorfautoritäten verlieren, und sich selbst mit dem städtischen Wesen amalgamiren. Seit der Einführung der allgemeinen Conscription tritt diese Wir-

fung sehr merklich hervor, während das ehemalige Militärwesen die Vermischung des Bauern mit dem Städter nur sehr wenig beförderte, da der Dienst fast lebenslänglich war, und die Soldaten eine eigene Rasse bildeten, wohingegen der heutige Militärdienst dieselbe Wirkung hat, als ob man die Bauerjungen drei Jahre lang auf eine Stadtschule schickte, von wo aus sie natürlich einen erheblichen Theil vom städtischen Wesen in die Heimath mitbringen.

Man sieht auch hier wieder, wie mächtig die veränderte Weise der Kriegführung auf die Umbildung der gesellschaftlichen Verhältnisse einwirkt, und wie grundlos die Meinung ist, daß die Philosophie den Feudalismus zerstört habe, da dies doch vielmehr durch den Umschwung des Kriegswesens bewirkt worden, so daß sich in dieser Hinsicht jede einzelne Veränderung, wie z. B. die Einführung des Bayonnetts, sehr viel wirksamer erwiesen, als ein ganzes Duzend speculativer Systeme. Denn das Bayonnet vollendete das Uebergewicht der Infanterie und verminderte also die Bedeutung der Kavallerie, und damit verminderte sich die Bedeutung des Adels. Je mehr nun die Infanterie sich vervollkommnete, wurden die Armeen immer größer, die Taktik und Strategie künstlicher, und das Militärwesen theurer. Die Landesherren brauchten also immer neues Geld, und da die Landstände sich nicht leicht zu directen Bewilligungen verstehen mochten, um so weniger, weil

der größte Theil des Grundbesizes in den Händen der privilegiirten Stände war, so griff man zu indirecten Steuern und Staatsmonopolen, die sich leichter einführen und auch ohne ständische Bewilligung leicht erhöhen ließen. Damit sank also die Bedeutung der Landstände. Um nun ferner die indirecten Steuern einträglich zu machen, fühlten sich die Landesherren veranlaßt das städtische Leben zu befördern, nämlich der Accise wegen, und nach den Ansichten des Mercantilsystems die Industrie zu unterstützen, um baares Geld zu gewinnen, und indem sich also große Industrieanstalten bildeten, sank dadurch abermals die relative Macht des Adels. So war der Feudalismus in socialer und politischer Hinsicht gebrochen. Die Armeen wurden indessen immer größer. Endlich rief die Revolution das Aufgebot in Masse hervor und die allgemeine Conscription, welche in unsern Tagen eins der wirksamsten Mittel ist, um die ganze Gesellschaft zu egalisiren.

Ueberhaupt ist es die Massenbewegung, welche in unsern Tagen die Egalität hervorruft und unvermeidlich macht. Diesem Zuge folgt die Gesetzgebung, weil Standesvorrechte und privilegiirter Gerichtsstand nur so lange bestehen konnten, als die Masse stabil war, und nur die höhern Stände freithätig austraten; seitdem aber jedes Individuum frei austritt und die Masse in Fluß gekommen, sind allgemeine und gleiche Gesetze nothwendig. So waren z. B. noch

vor Kurzem nur die corporirten Kaufleute wechselfähig, seitdem aber in gewissem Sinne fast Jedermann Handel treibt, ist die Wechselfähigkeit eine allgemeine geworden. Demselben Zuge folgt die Industrie, welche durch die Mechanik gleichförmige Produkte liefert, während in ältern Zeiten fast nur auf Bestellung und nach dem Geschmack des Bestellers gearbeitet wurde, weil damals die Massen nur wenig Industrieproducte consumirten, sondern Kleidung und Hausgeräth in den Haushaltungen selbst verfertigt wurden. Demselben Zuge folgen unsere Communicationsmittel, Posten, Dampfschiffe und Eisenbahnen, welche, indem sie auf Massenbewegung berechnet sind, nothwendig zugleich die Egalität befördern. Diesem Zuge folgen also auch unsere Sitten.

Rang und Stand vermischen sich auf den Dampfschiffen wie auf der Eisenbahn, wo der arme Teufel auf dieselbe Weise und in derselben Geschwindigkeit befördert wird, wie der große Herr. Welch ein Unterschied liegt hierin im Vergleich zu früheren Zeiten! Denn wenn wir auch nur um ein Menschenalter zurückblicken, so sehen wir, wie sich noch die ganze Hierarchie der Stände selbst in den verschiedenen Methoden des Reisens ausdrückt. Der Fürst fährt in einer Karosse mit Vorreitern, der Edelmann in einer Kutsche, der ehrsame Bürger in einer Kalesche, der Bauer auf dem Leiterwagen, der arme Teufel tragt zu Fuß, das Bündel auf dem Rücken.

Da kommt die Lokomotive, und in brausendem Galopp fährt der arme Teufel zusammen mit dem Fürsten, und alle Rangstufen verschwinden, — freilich nur in Beziehung auf das Reisen; aber die Rückwirkung auf Sitten und Denkwelse ist außerordentlich. Eisenbahnen und Dampfschiffe egalisiren und zerstören die Autorität. Dies hat der verstorbene Papst Gregor XVI. ganz richtig gefühlt, und wollte darum nicht einmal den Bau einer eisernen Brücke in Rom gestatten. Denn haben wir erst eine eiserne Brücke, sagte er, so folgt alsbald auch die Eisenbahn, und dann — adio. Denn auf der Eisenbahn nimmt der ganze Ueberrest von Mittelalterlichkeit seinen Abschied, und zwar mit Dampf.

Dieselbe Egalitätstendenz zeigt sich in unserer heutigen Kleidung; die alten Costüme des Ranges sind verschwunden. Die Könige tragen keinen Purpur mehr, die Fürsten keinen Hermelin, der Adel erscheint nicht mehr in bordirten Röcken mit Federhüten, und die verbrämten Mäntel der Patrizier und Rathsmannen findet man nur noch auf Abbildungen. Selbst der Unterschied städtischer und ländlicher Kleidungen fängt an sich zu verwischen. Alle Formen egalisiren sich, und es bleibt dabei nur der Unterschied in der Kostbarkeit der Stoffe. Costüme findet man nur noch in der Armee und bei einigen Beamten, indessen im Zuschnitt auch egalisirt, — Uniformen, die sich nur durch Knöpfe, Kragen und Epauletten unterscheiden.

Dasselbe zeigt sich in unsern Bauwerken. Denn was sind die modernen Palläste? Nichts als große Häuser, mit mehr oder weniger Geschmack und Luxus ausgestattet, aber ohne charakteristische Formen; es kann ein Fürst oder auch ein Banquier darin wohnen. Die Patrizierhäuser der alten Städte, die sonst so merklich hervortraten, verschwinden in der Egalität. Der Adel baut keine Burgen mehr, sondern ein großes Haus, wie ein reicher Bürger, und der Bauer baut auch nicht wesentlich anders, sondern nur viel kleiner und einfacher. Nur die Kirchtürme und die Dampfschlotte treten noch charakteristisch hervor, aber die menschlichen Wohnungen egalisiren sich, wie Kleidung und Hausgeräth.

Nun mag man dies beklagen oder loben, das kommt hier nicht in Betracht, es handelt sich nur um die Thatsache, und diese Thatsache steht fest. Die Tendenz zur Egalität ist allgemein, und zeigt sich so mächtig, daß selbst die ausgemachtesten Reactionäre, welche diese Tendenz verwünschen, nicht umhin können, sich selbst zu egalisiren. Oder warum fahren sie auf der Eisenbahn, und nehmen nicht lieber Extrapost mit blasendem Postillon, um doch etwas Apartes zu haben? Oder warum werfen sie nicht Frack und Paletot bei Seite und holen das Panzerhemd und die Blechhaube hervor, um dem nivellirenden Zeitgeist ein Schnippchen zu schlagen? Es steht ihnen ja frei, und eine Promenade unter den Linden in

diesem Costüme würde gewiß einen auffallenden Erfolg haben. Oder warum bauen sie sich keine Burgen, mit Thurm und mit Graben und mit Zugbrücke? Denn es scheint wohl, daß der Herr einer solchen Burg von den umwohnenden Bauern ganz instinkartig als eine Macht und Autorität angesehen werden müßte. Burgen waren dem Feudalismus wesentlich, und finden sich noch bis diesen Tag überall, wo es Feudalverhältnisse giebt, selbst im Orient. Verschwinden die Burgen, so verschwindet der Feudalismus und es verschwindet die Autorität. Denn wir wiederholen:

Das Autoritätsprinzip fordert eine reelle Grundlage, und besteht nur in einer durch Institutionen, Sitte und Lebensweise hierarchisch-gegliederten Gesellschaft.

Wo also diese hierarchischen Institutionen verschwinden, wo Sitten und Lebensweise sich egalitiren, mag man von Autorität sprechen soviel als man will, es bleibt eine Phrase.

Woher kommt nun aber diese Egalitätstendenz? Sie fließt aus der Gesamtheit unserer Entwicklung, ja sie ist eben unsere Entwicklung selbst, und schreitet daher stetig und unaufhaltsam fort, mit jedem Jahrzehnt tritt sie deutlicher und mächtiger hervor. Sie dringt in alle Fasern der Gesellschaft ein, bestimmt die Haltung und das gesammte Benehmen der Menschen, selbst die Anrede; denn sogar darin gab

es noch vor einem Menschenalter feste Rangstufen von Du, Er, Ihr und Sie. Der große Friedrich nannte sogar seine Generale noch Er, später wurden sie Ihr genannt. Darauf kamen die Franzosen, und Du, Er und Ihr verschwanden in dem gemeinsamen Sie, welches allmählig Jedermann beigelegt wird. Es giebt kein Gesetz darüber, aber die Sache macht sich von selbst; es liegt in der Luft. Heute redet selbst der König die Mitglieder der Kammern „Meine Herren“ an, und nicht mehr „Liebe Getreue,“ wie im Mittelalter, da das Vasallenverhältnis verschwunden ist. Wenn aber der König seine Unterthanen „Meine Herren“ nennt, wo bleibt die Autorität?

Es wäre überflüssig und würde weitschweifig werden, diese Egalitätstendenz in ihrer Verzweigung durch das ganze gesellschaftliche Leben zu verfolgen. Wer sich nur etwas auf Beobachtung versteht, wird sie leicht überall entdecken, und wer auch nur eine Erinnerung von zehn Jahren besitzt, wird die Zunahme bemerken. Diese Tendenz besteht, obwohl sich nebenbei die größten Ungleichheiten in Besitz, in Bildung und Macht finden, ja obwohl diese Ungleichheiten sich in mancher Hinsicht sogar steigern. Dies sind aber individuelle Ungleichheiten, nicht Ungleichheiten der allgemeinen Form, und eben darin liegt das Entscheidende, daß die allgemeinen Formen sich egalifiziren. Vom Bettler zum Millionär ist gewiß ein sehr großer Abstand, und ohne Zweifel ein groß-

ferer als zwischen dem Bauer und dem Edelmann, aber gleichwohl war der Edelmann ehemals eine Autorität für den Bauer, während heute der Millionär keine Autorität für den Bettler ist. Und warum nicht? Deshalb nicht, weil beide in denselben Formen auftreten, und oft trägt der Bettler selbst die abgelegten Kleider des Millionär.

Wenn nun auch der mittelalterliche Gesellschaftsbau noch in manchen Ueberresten in die Gegenwart hineinragt, auch auf unsere Sitten noch eine starke Nachwirkung übt, so muß man sich nur einfach fragen, ob einerseits diese mittelalterliche Nachwirkung und andererseits die moderne Egalitätstendenz im Zunehmen oder im Abnehmen begriffen ist? Und wenn es dann handgreiflich vorliegt, daß jene Nachwirkung im Abnehmen, diese Egalitätstendenz hingegen im Zunehmen begriffen ist, so bleibt es eine richtige Behauptung, daß das Autoritätsprinzip durch die Auflösung der feudalen Gesellschaftsbildung, wie durch die Egalisierung der Sitten und Lebensweise seine reale Basis verloren hat, und seitdem nur noch ein abstracter Begriff ist.

IV.

Fortschritt des Freiheitsbewusstseins mit der Entwicklung der Naturwissenschaften und der Industrie.

Von außerordentlicher Bedeutung für die Bildung des modernen Bewusstseins und der modernen Lebensformen ist endlich der Aufschwung der Naturwissenschaften und der damit verbundenen Industrie, welche beide so mächtig dazu beigetragen haben, die alte feudale Weltordnung aufzulösen, und damit das Autoritätsprinzip abzuschwächen.

Das Autoritätsprinzip setzt eine gewisse Gebundenheit des Geistes voraus. Wie sehr geneigt also mußten die Menschen sein, sich der Autorität zu unterwerfen, so lange ihnen die Natur, in der sie lebten, fast ganz verschlossen war, von Geistern und Kobolden erfüllt und mit dunklen Qualitäten behaftet, geheimnißvoll den Menschen berührend, wie Orgelton und Glockenklang aus einem Waldkloster erschallt. Damals war Alles Mysterium, und im Schoße dieses Mysteriums leimten die Autoritäten, die man annahm, ohne zu untersuchen, was sie wären, so wenig als man untersuchte, was Feuer, Luft, Wasser u. s. w. sei. Fängt aber der Mensch erst an die Naturkräfte

zu untersuchen, dann untersucht er auch die öffentlichen Institutionen und die Naturwissenschaften machen skeptisch. Das hat die Hierarchie wohl gewußt, und ist deshalb diesen Studien noch bis diesen Tag abhold.

Nun aber versetze man sich in die Zeiten, wo Physik und Chemie äqual Null waren, und vergleiche damit den heutigen Stand dieser Wissenschaften, welche uns das Spiel der Naturkräfte fast ganz offen darlegen, und viele dieser Kräfte in unsere Herrschaft bringen, sogar den Blitz! Wahrlich der Mensch, der den Wolken den Blitz entwunden, mag seine Kniee nur noch vor Gott beugen, und die Autorität wird abgängig.

Berücksichtigen wir ferner, wie die mittelalterliche Welt, die wie gesagt das verkörperte Autoritätssystem war, wesentlich auf dem Grundbesitz beruhte, so folgt es wohl, wie sehr die Entwicklung der Industrie, indem sie die relative Macht des Grundeigenthums verminderte, die Autorität abschwächen mußte. Bilde nämlich der Grundbesitz ehemals fast den einzigen Reichtum, so war der Reichtum selbst ein Privilegium, da doch der Grundbesitz von Natur immer etwas Ausschließliches hat; denn die Größe und die Zahl der Landgüter ist durch die Grenzen des Landes selbst begrenzt. Reichtum aber giebt Macht, und Macht ist zwar nicht selbst Autorität, aber ein unerläßlicher Bestandtheil derselben, weil Autorität ohne Macht nichts bedeutet. War also

der Reichthum ein Privilegium, so gab er auch zugleich Autorität. Jetzt aber betrachte man die Veränderung, da z. B. der Häuserwerth der Stadt Berlin mehr als dreimal soviel beträgt als der Werth sämtlicher Rittergüter in der Provinz Brandenburg. Da kann ein Rittergut nicht mehr viel bedeuten.

Gab es ehemals ein großes Werk zu errichten, das konnte nur ein großer Herr. Ein Dynast ließ eine Burg bauen, oder ein Bischof ein Kloster, indem er seine Dienstmannen und seine Leibeigenen dazu aufbot, und erschien daher als eine Autorität, weil ihm so etwas nicht leicht Jemand nachmachen konnte. Jetzt aber führen Capitalalisten und Actiengesellschaften Unternehmungen aus, welche die Kräfte der größten Grundherren bei weitem übersteigen würden, und der Grundbesitz giebt keine Autorität mehr.

Wie ferner der Grundherr die menschlichen Arbeitskräfte beherrschte, so auch die Naturkräfte, weil er Herr des Landes war. Wollte man also z. B. eine Mühle bauen, so mußte man einen Wasserfall suchen, und wurde der Vasall des Herrn, der über den Fluß oder Bach zu gebieten hatte; denn anfänglich gab es nur Wassermühlen, Windmühlen kamen viel später auf, und konnten doch auch nur mit Genehmigung des Grundherrn erbaut werden. Eine Wasserkraft war demnach eine wichtige Sache, und darum spielten die Mühlengerichtigkeiten ehemals unter den Einkünften der Landesherren und Städte

eine so große Rolle, und ein bedeutsames Element in dem Privilegienwesen jener Zeit; denn Wasserfälle sind natürliche Privilegien. Nun aber erfindet man die Dampfmaschinen, und der Dampf ersetzt die Wasserkraft wie die Menschenkraft und jede andere Kraft, und das Privilegium selbst verdampft.

Der Dampf zerstört den letzten Rest des Feudalismus, welchen das Pulver noch übrig ließ. Er ist eine unermessliche Bewegungskraft, und Bewegung macht frei; weil ja die Bewegung selbst die sinnliche Form der Freiheit ist, gleichwie die sinnliche Form der Unfreiheit die Schollenpflichtigkeit und die Unbeweglichkeit war. Darum ist es ein unermesslicher Fortschritt zur Freiheit, daß der Mensch der natürlichen Bewegungskräfte Herr wird, und selbst künstliche Bewegungskräfte zu erzeugen vermag. Die Entwicklung der Mechanik steht daher im Zusammenhang mit der Entwicklung der Freiheit. So hatte das Alterthum noch nicht einmal Wassermühlen *) sondern nur Handmühlen, und wir sehen die Masse in Sklaverei. Das Mittelalter hatte Wassermühlen, und wir sehen die Masse schon nicht mehr in Sklaverei, sondern nur noch leibeigen. Es kommt die Dampfkraft, und auch die Leibeigenschaft verschwindet. Bewegung macht frei. Dies ist eine alte Wahrheit.

*) Zur Zeit der römischen Kaiser waren sie allerdings bekannt, aber wenig im Gebrauch.

Darum erhoben sich die Rassen- und Inselvölker am ersten zur Freiheit, während sich die Unfreiheit in den großen Continentalländern am längsten erhielt. Je unbeweglicher also das Leben, desto fester erscheint die Autorität, und umgekehrt, mit der Beweglichkeit vermindert sich die Autorität. Denn was ist es mit der Autorität, wenn sie die Menschen nicht mehr festzuhalten und zu bannen vermag? was ist es mit der Autorität, seitdem man in vierzehn Tagen nach Amerika fahren kann? So lange das Autoritätsprinzip in seiner Blüthe stand, konnte man daher kaum eine Meile weit gehen ohne auf einen Schlagbaum zu treffen, der eine Autorität ankündigte. An den Flüssen hatten sich desgleichen Autoritäten etablirt, und überall forderte man Zoll. Fürsten, Grafen und Bischöfe, deren Gebiet nur irgend den Fluß berührte, wollten sich als Autoritäten geltend machen, und hätte sich nicht der Kaiser ins Mittel gelegt, so wären die Flüsse vor lauter Zollstätten ganz unpassirbar geworden. Diese Zollstätten sind nun, Gott Lob! zum größten Theile aufgehoben. Frei und sicher zieht das Schiff unter den Ruinen der Burgen dahin. Am Ufer her geht die Eisenbahn, und wer die brausende Lokomotive auch nur vorbeieilen sieht, der fühlt sich von der Scholle entfesselt. Mit der Idee der Schollenpflichtigkeit verschwindet aber die Idee des Feudalismus, und mit der Idee des Feudalismus verschwindet das Autoritätsprinzip.

Der Freiheitstrieb wächst, wie die Communicationsmittel zunehmen; denn Reisen weckt die Reflexion. Man denkt freier über seine Heimat, wenn man sie im Rücken hat. Man denkt und redet freier über, heffische Zustände in Preußen als in Hessen selbst, weil man dort den heffischen Autoritäten unterworfen ist, und was man in Leipzig nicht sagen kann kann man ganz gut in Braunschweig sagen. Nun kommen in den Eisenbahnwaggonen die Deutschen aus aller Herren Länder zusammen, ja die Reisenden aus ganz Europa; man discurreirt, man vergleicht Fremdes mit Einheimischem, und der Respect verschwindet. Bewegung macht frei.

Zuletzt versucht es der Mensch gar in der Luft. Frei wie der Vogel in den Lüften will er segeln, und erhebt sich kühn in der Gondel des Ballons. Wahrlich etwas Großes! Und so gab es auch ein gewaltiges Aufsehen, als zu Paris der erste Ballon aufstieg, in Gegenwart des versammelten Hofes und unzähligen Volkes, denn man sah, daß der Mensch fliegen kann, und seitdem ist es mit dem Feudalismus ganz gewiß vorbei. Oder nach welchen Formen gedenkt man denn die Gesellschaft zu organisiren, seitdem sich die Menschen auf Dampfschiffen und Eisenbahnen bewegen, und sogar anfangen zu fliegen? Doch wahrlich nicht nach den Formen der Grundherrlichkeit, und überhaupt wohl nicht nach Autoritätsprinzipien. Denn noch einmal, die Autorität muß

den Menschen festhalten können, wenn sie etwas Wirkliches sein soll, aber der Mensch fliegt jetzt davon, und mit der Autorität ist es vorbei.

Zerstörte die Industrie das ehemals mit dem Grundbesitz verbundene Privilegium der Macht und des Reichthums, so zerstört sie durch die Presse auch das Privilegium der geistigen Güter, der Kenntnisse und Bildung, und zerstört also die hierarchische Organisation der Gesellschaft, indem sie Kenntnisse allgemein zugänglich macht. Denn die mittelalterlichen Rangstufen der Stände entsprachen so ziemlich den Rangstufen der Unwissenheit, da fast nur die großen Herrn und der Clerus einige Bücher haben konnten. Kenntniß war thatsächlich ein Privilegium. Insbesondere galt dies in Beziehung auf Staatsangelegenheiten, von denen fast nur die Regierenden selbst etwas wissen konnten. Nun aber kamen die Zeitungen auf, und Jedermann kann jetzt leicht erfahren, wie es mit den Staatsangelegenheiten steht; selbst die Machinationen der Parteien, und das ganze innere Getriebe der Autoritäten wird offenkundig. Man liest es, und discutirt darüber aller Orten. Durch ein einfaches Zeitungsblatt sieht man im Rapport mit der ganzen Welt, und vermöge des Telegraphen erfährt heute jeder Spießbürger in Berlin, was gestern in Paris und in London geschah. Er erfährt davon fast eben so viel, und erfährt es eben so schnell, als die Diplomaten. Wo bleibt die Autorität, seitdem

sich Jedermann mit den Welthändeln befassen kann? Denn zur Autorität gehört das Mystorium. Sie verschwindet daher mit der Publicität, und ist am meisten verschwunden, wo die Publicität am größten ist, also in den Hauptstädten, weil man dort den Staatsgewalten hinter die Coullissen sehen kann. Die Macht des Autoritätsprinzips steht im umgekehrten Verhältniß mit der Zunahme des Zeitungswesens und der Eisenbahnen.

In der Wirklichkeit also hat das Autoritätssystem fast allen Boden verloren, es existirt nur noch in gewissen Theorien, wie eine getrocknete Pflanze in einem Herbarium, will man es hingegen als ein wirkliches lebendiges Wesen sehen, so muß man in das Mittelalter zurückgehen. So gewiß aber die moderne Welt durch und durch vom Mittelalter verschieden ist, so gewiß ist es eine Chimäre, diese moderne Welt nach Autoritätsprinzipien zu organisiren.

Wir können es nicht oft genug sagen, daß sich die Welt nie und nirgends nach einer bloßen Idee organisiert hat, sondern stets aus der Gesamtheit ihrer reellen Grundlagen. Darum muß man seinen Blick öffnen für Alles, was das menschliche Leben berührt, wenn man Zustände verstehen will. Wer dieses nun thut, wird es ganz natürlich finden, daß im Mittelalter das Autoritätsprinzip herrschte, und daß es heute nicht mehr herrscht, nachdem alle jene politischen und socialen Institutionen, dazu die Sitten und Lebens-

gewohnheiten, worin das Autoritätsprinzip verkörpert war, allmählig verschwunden oder doch im raschen Abgang begriffen sind. Gehe man nur alle einzelnen Lebensverhältnisse durch, um zu sehen, wie sie sich im Laufe der Zeit von Stufe zu Stufe verändert haben, und man staunt über die Fülle der Veränderungen, die zwar einzeln betrachtet nicht viel bedeuten würden, aber zusammengenommen einen unermesslichen Totaleffect üben.

Wer die Dinge in dieser Weise analytisch betrachtet, indem er sich überall die Frage stellt:

Was ist das? worauf beruht das? an welche Bedingungen ist es geknüpft? welche Umgebungen gehören dazu? u. s. w.

wird sich schwerlich zu Restaurationsversuchen verleiten lassen. Dieser analytische Weg ist aber den reactionären Schriftstellern gänzlich fremd, und daher gelangen sie auch niemals zu einem practischen Gedanken, der immer nur durch Analyse zu gewinnen ist, in der Politik wie in allen andern Wissenschaften; wie z. B. die Chemie erst eine practische Wissenschaft wurde, seitdem man anfang die Stoffe zu analysiren, in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts. Freilich stehen die politischen Wissenschaften überhaupt noch sehr hinter den physischen zurück, ja sie befinden sich fast noch auf der Stufe der Scholastik, da sie wie die Physik vor Bacon mit Phantasien und speculativen Begriffen operiren. Dies ist der revo-

lutionären wie der reactionären Schule gemeinsam; nur daß sich die eine mehr auf Logik und Metaphysik, die andere mehr auf Dogmatik und Sophistik stützt.

Anstatt also zu analysiren, stellen die reactionären Philosophen ihre Idee als ein Dogma auf, um auf Grund desselben die autoritätslose Welt abzukanzeln; was oft sehr erbaulich sein kann, aber doch schließlich ohne allen Erfolg bleibt. Schon deshalb, weil es überhaupt sich selbst widerspricht, die Autorität durch ein speculatives System begründen zu wollen; weil sie ja dadurch etwas Abgeleitetes wird, und also die Dialektik, welche ein solches Autoritätssystem erzeugt, doch als die Macht darüber steht. Dies weiß die katholische Kirche sehr wohl, welche sich wahrlich am besten auf Autorität versteht, und stützt sich darum nicht auf Dialektik, sondern sie fordert vorweg Unterwerfung, unbedingten Glauben, und bleibt eben dadurch mit sich selbst in Harmonie. Und sie allein kann als eine solche Autorität auftreten, weil sie ihre Organisation auf eine directe Einsetzung Gottes zurückführt, ihre Erklärungen für eine fortgesetzte Offenbarung ausgiebt, und durch das Dogma der Transsubstantiation, die sich unter den Händen des Priesters vollbringt, Gott selbst tagtäglich vergegenwärtigt. Man nehme ihr die Messe und die Lehre von der Tradition, und wir wollen sehen wo die Autorität bleibt.

Autorität im vollen Sinne des Wortes kommt

nur dem Göttlichen zu, und dem, was für göttlich gehalten wird; oder auch denjenigen Mächten, denen sich das Bewußtsein instinctartig hingiebt, ohne alle Reflexion wie durch die innere Natur getrieben. So findet das Kind ganz instinctartig in den Eltern seine Autoritäten, und in diesem Verhältnis ist die Autorität unvergänglich. Im Mittelalter nun erschienen die Autoritäten überall wie eine solche instinctive Macht, da wie gesagt alle Lebensverhältnisse wesentlich Herrschaftsverhältnisse waren, und die Idee der Unterthänigkeit, welche sich in ihrer prägnanten Gestalt als Leibeigenschaft aussprach, die ganze feudale Gesellschaft durchdrang. Alles lebte und webte, so zu sagen, in einer Atmosphäre von Autorität, wie es denn auch hieß: „die Luft macht eigen;“ denn wer auch nur die Luft athmete, die über ein Land weht, der sollte dem Herrn dienstbar sein, dem dieses Land gehörte. Dagegen untersuche man die Atmosphäre, in welcher der heutige Mensch lebt, und man findet fast Nichts darin, welches die Idee der Autorität erzeugen könnte, während andrerseits tausend Elemente den Freiheitstrieb erregen, so daß also die Autorität nirgends mehr als eine instinctive Macht wirkt. Wirkt sie aber nicht instinctiv, so hört sie auf Autorität zu sein, und ist der Sache nach verschwunden.

Dieser Satz ist unumstößlich und gegen alle Einwendungen gesichert, wenn man nur den Begriff der Autorität scharf fixirt, um sie nicht mit Dingen zu

verwecheln, welche ihr ähnlich sehen, aber doch durch-
aus davon verschieden sind, wie z. B. die Disciplin,
welche in der modernen Welt keinesweges verschwunden,
sondern sogar sehr viel stärker ist als im Mittelalter.
Voll von Autorität entbehrete das Mittelalter doch fast
aller Disciplin. In den Städten wie auf dem Lande
gab es damals unaufhörlich Krawall, denn unter dem
Schatten der naturwüchsigcn Autoritäten bewegten
sich die Menschen in ihrer ganz naturwüchsigcn Bestial-
tät. In der modernen Welt hingegen herrscht bei
geringer Autorität eine starke Disciplin. Aber Disci-
plin ist etwas anders als Autorität, sie ist etwas
Erworbenes und Angebildetes, wie auch die Etymo-
logie des Wortes anzeigt. Und dies eben ist der
Kern meiner Behauptung, daß die ethischen Ueber-
zeugungen des heutigen Menschen durch das Selbst-
bewußtsein hindurch gegangen, und daher nicht mehr
als instinctive Mächte wirken, und keine Autorität
mehr constituiren. Denn Autorität bedeutet etwas
Ursprüngliches und Unmittelbares, und führt daher
auf Instinct oder auf Inspiration zurück.

Gegen diesen Zustand der Dinge helfen keine
speculativen Systeme, weil sie ja selbst die Reflexion
herausfordern. Wer durch eine Doctrin zur Auto-
rität zurückkehren will, täuscht sich selbst. Darum
sieht man auch, wie unsere Autoritätspolitiker nur
so lange mit der Autorität gehen, als diese Autorität
ihren eigenen Ansichten entspricht, indessen sie diese

Autorität sofort bekämpfen, wenn sie ihren Ansichten nicht mehr entspricht.

Sei der König absolut,

Wenn er unsern Willen thut.

So kommt der Selbstbetrug zum Vorschein, oder auch der Schalk.

Autorität im vollen Sinne findet sich nur in der katholischen Kirche, und wer Autorität sagt, sagt Papst, oder er sagt Nichts. In allen weltlichen Beziehungen aber findet sich die Autorität nicht einmal mehr in den katholischen Ländern, weil auch dort die modernen Institutionen, Sitten und Lebensgewohnheiten herrschen. Was ist nun also davon zu halten, wenn man gar in protestantischen Ländern die Gesellschaft nach Autoritätsprinzipien zu reorganisiren und damit den Staat zu restauriren vermeint, indem man sein protestantisches Grundprinzip alterirt, um ihm dafür katholische Prinzipien unterzuschieben? Wahrlich wohl das allerbedenklichste Symptom der Staatskrankheit.

V.

Verfall des dynastischen Prinzips.

Fassen wir jetzt zusammen, was wir bisher über den Auflösungsprozeß des Feudalismus, wie über den Umschwung der Sitten und Lebensgewohn-

heiten gesagt, so findet man leicht, welcher unermesslichen Einfluß dies auf die Stellung der Dynastien üben muß. Sind doch die Dynastien selbst aus dem Feudalismus entsprungen, ja was mehr ist, sie selbst bildeten den Kern der feudalen Weltordnung, in deren ganzer Verzweigung sie ihre Wurzeln wie ihre Thätigkeitsorgane fanden. Die Dynastien selbst bildeten den Gipfel des feudalen Gebäudes. Wie sollen sie nun bestehen, nachdem dieses feudale Gebäude verfallen?

Eine gar sehr aufzuwerfende Frage!

Der reelle Zusammenhang, in welchem die Dynastien durch das Lehnwesen mit dem ganzen Lande standen, ist verschwunden; die ganze Gliederung der Nation überhaupt ist verschwunden, und wie kann man sich nun ein Haupt denken ohne Glieder? Das Prinzip der Autorität hat seine Basis und seine Wirklichkeit verloren durch die Auflösung der feudalen Gesellschaftsbildung, wie durch den Umschwung der moralischen und religiösen Ueberzeugungen, durch die Veränderung in Sitten und Lebensweise, durch den Fortschritt der Wissenschaften, Künste und Industrie, da die Tendenz der Entwicklung auf allen diesen Gebieten unverkennbar auf die Erweckung des Freiheitstriebes und auf die Nivellirung aller Gesellschaftsverhältnisse gerichtet ist. Noch einmal also, wie kann das dynastische Prinzip bestehen inmitten aller dieser Umbildungen?

Diese Frage ist von unermesslicher Wichtigkeit;

sie ist die Frage unserer Zukunft. Denn nachdem die ganze feudale Welt zerfallen, sind es allein noch die Dynastien, welche unsere Gegenwart mit der Vergangenheit verknüpfen, und inmitten einer sozialen Auflösung bilden sie allein einen wenn auch nur passiven Concentrationspunkt. Fielen die Dynastien, so kann man sich schwer vorstellen, in welchen Abgrund der Anarchie die Nation stürzen würde.

Gleichwohl ist das dynastische Prinzip in der That schon von allen Seiten untergraben, und seine Lebensadern sind unterbunden. Auch spürt man dies gar sehr an der allgemeinen Lähmung und Schleichheit, welche über die dynastischen Staaten des westlichen Europa gekommen. Ganz natürlich, denn alle diese Staaten, welche sich nach dynastischen Prinzipien gebildet, verlieren ihre Schwungkraft mit dem Absterben des dynastischen Prinzips. Sie befinden sich alle in einer inneren Disharmonie, indem sie zwar der Form nach dynastisch verfaßt sind, während doch das dynastische Prinzip der Sache nach keine Macht mehr hat. Diese innere Disharmonie ist die Staatskrankheit, welche mehr oder weniger alle Staaten des germanisch-romanischen Europa ergriffen, und sich überall in deutlichen Symptomen kund giebt.

Das allgemeinste Symptom ist eine gewisse Unbehaglichkeit der Stimmung, die auf unsichere, unklare und widerspruchsvolle Verhältnisse hindeutet. Zustände, Sitten und Denkweise der Gegenwart

stehen im Streit mit den Ueberresten des Feudalismus. Beides widerstrebt sich gegenseitig, so daß weder die neuen Ideen, noch die feudalen Ueberlieferungen zum vollen Ausdruck gelangen, und alle Elemente sich gehemmt und verletzt fühlen.

Sind die Dynastien aus dem Feudalismus entsprungen, so wird man es ganz natürlich finden, daß sie durch die Auflösung dieses Feudalismus ihre eigene Existenz bedroht sehen, und daher im Allgemeinen geneigt sind, den Zerfallsprozeß des Feudalismus womöglich aufzuhalten, oder die feudalen Elemente ausdrücklich zu restauriren. Dieses Streben scheitert aber an der Unmöglichkeit. Denn es giebt überhaupt gar kein Mittel die Veränderung der Sitten und Lebensgewohnheiten, die wie gezeigt alle auf ein Egalisiren hinauslaufen, aufzuhalten. Eben so wenig kann man die Veränderungen der Industrie verhindern, da sich die Existenzbedingungen der Völker überhaupt nicht willkürlich bestimmen lassen; und so sehen wir denn auch, daß selbst diejenigen Regierungen, welche sich ausdrücklich für die Restauration erklären, gleichwohl Eisenbahnen bauen, Banken anlegen u. s. w., und dadurch die Ueberreste des Feudalismus selbst zerstören. Die Restauration ist also unmöglich, der Versuch bleibt erfolglos, ja er schlägt ins Gegentheil um. Machen sich nämlich die Dynastien zum Stützpunkt der reactionären Tendenzen, so verfeinden sie sich damit alle diejenigen

Elemente, welche an der Auflösung des Feudalismus arbeiten, womit ich nicht etwa die Demagogen meine, sondern schlechtweg die Elemente des modernen Lebens. So werden die Dynastien immer mehr isolirt, und indem sie sich selbst von dem modernen Leben zurückziehen, wird ihnen dies moderne Leben alsbald selbst feindlich. Es bildet sich die Meinung aus, daß von den Dynastien überhaupt nichts mehr zu hoffen, und nur in der Republik Rettung sei. Nehmen aber die Elemente des modernen Lebens eine republikanische Richtung an, so wird der Zustand noch schlimmer, da man doch natürlich nicht erwarten kann, daß sich die Dynastien auf Tendenzen einlassen, welche unverholen auf Republikanismus hinauslaufen. Jetzt ist der Zwiespalt vollendet, und zwischen Reaction und Revolution giebt es kein Mittleres mehr.

Zwar meinen Viele in der Constitution ein solches Mittleres gefunden zu haben, es liegt aber auf der Hand, daß der Constitutionalismus im günstigsten Falle doch nur als ein kurzer Waffenstillstand gelten kann, weil er nur einen äußerlichen Compromiß darstellt, welcher die prinzipielle Aufgabe gar nicht verührt. Denn was ist die prinzipielle Aufgabe? Ganz offenbar diese:

Ein sociales Band zu finden, welches die Dynastien mit der Nation verknüpft, wie ein solches in dem Feudalismus gegeben war, aber durch die Auflösung des Feudalismus verschwunden ist.

Wird ein solches Band nicht gefunden, so ist der Zustand unhaltbar, gleichviel ob mit oder ohne Constitution, und wir kommen abermals auf die berühmte Alternative Napoleon's zurück: „Königlich oder republikanisch.“

Diese Aufgabe ist also in Angriff zu nehmen, und wir sagen, daß sie von Rechts wegen den Mittelpunkt aller politischen Untersuchungen bilden müßte. Denn wir befinden uns in der Monarchie, und was ist denn in der Monarchie die Hauptsache? Doch offenbar dies: daß ein gesundes Verhältniß zwischen dem Monarchen und seinem Volke bestehe. Besteht ein solches Verhältniß nicht, so ist das Königreich krank, krank in seinem tiefsten Lebensprinzip. Darum ergreift die Krankheit alsbald alle Glieder. Verfassung, Zwietracht wird allgemein, und was man auch versuchen möge, Reformen der Verfassung wie der Verwaltung, — Alles zeigt sich unwirksam, Nichts gelangt zum Bestand und fröhlichem Gedeihen. Der Staat hat seine Schwungkraft verloren und alle Bestrebungen ihren natürlichen Stützpunkt; die einen verkommen, die andern verbittern und verwildern, es bilden sich Koterien im Lande wie bei Hofe; Haß, Feindschaft, Lüge, Mißtrauen wuchern überall.

Dies ist die Staatskrankheit.

Es ist unerläßlich, daß man klaren Blickes die ganze Tiefe des Uebels, und die ganze Größe der Gefahr übersehe. Darum haben wir mit einiger

Ausführlichkeit betrachtet: welche Bedeutung das alte feudale System hatte, wie aber dasselbe jetzt in vollständiger Ausübung begriffen, und welche Folgen daraus hervorgehen, damit man deutlich sehe, wie sehr das dynastische Prinzip in der That schon untergraben ist. Hier hilft kein Vertuschen, kein Schüren, kein Predigen, man muß die Dinge nehmen wie sie sind, obwohl sie sehr schlimm sind, denn wollte man sich darüber täuschen, so würden sie noch schlimmer.

Darum müssen wir hier noch einer Täuschung gedenken, welche ziemlich allgemein herrscht, und in welcher viele practische Staatsmänner befangen sind, der Meinung nämlich: daß die Kräftigung der Staatsgewalt mit der Befestigung der Dynastien identisch sei. Wir haben indessen schon bemerkt, daß die Staatsgewalt ihrer Natur nach etwas ganz Anderes ist als die dynastische Gewalt, und die Erfahrung lehrt, daß die Stärkung der Staatsgewalt keinesweges die Befestigung der Dynastien verbürge. So hat man gesehen, wie die Staatsgewalt in Frankreich unter Ludwig XIV. ganz unermesslich anwuchs, und das Königthum seitdem allmächtig erschien, während es zwei Menschenalter darauf von dieser scheinbaren Allmacht zur vollständigen Ohnmacht herabsank, und sogar vernichtet wurde. Ihrer Natur nach eine Collectivgewalt, kann die Staatsgewalt unter Umständen sehr wohl auf republikanische Organe übergehen. Oder sie kann auch die Form einer militärischen

Dictatur annehmen, wie es im alten Rom geschah seit Iulius Caesar, nach welchem man diese Staatsform Caesarismus genannt hat, wie man sie heutzutage Napoleonismus nennen kann, weil Napoleon diese Form unter modernen Verhältnissen erneuert hat. Napoleon aber war kein König, und wußte dies selbst sehr wohl. Er war es nämlich deshalb nicht, weil er durch keine socialen Bande mit der Nation verknüpft war, sondern eben nur als der Träger der öffentlichen Gewalt erschien, wie jetzt der Präsident.

Die Stärkung der Staatsgewalt ist also mit der Befestigung des dynastischen Prinzips nicht identisch. Im Gegentheil liegt es thatsächlich vor, wie gerade in den letzten Jahrhunderten, während die Staatsgewalt so mächtig anwuchs, das dynastische Prinzip enturzelt worden ist, da die Krone, indem sie die Macht der feudalistischen Zwischengewalten absorbirte, dadurch zwar selbst sehr mächtig, aber zugleich ihrer Stützen beraubt wurde. Andere Folgen schlossen sich daran an.

1) Wie nämlich die Autonomie der großen Vasallen, der Städte und der Provinzen verschwand, so fielen damit alle öffentlichen Angelegenheiten der Entscheidung der Krone anheim. Da aber der König doch persönlich die ganze Summe der Geschäfte nicht übersehen konnte, mußte ein Beamtensystem eingeführt werden, und einmal begründet, wirkte dieses System

hinterher mit einer mechanischen Nothwendigkeit, so daß die Action des Regenten in den Hintergrund trat.

2) Um die königliche, so wie überhaupt die Landesherrliche Gewalt zu stärken, wurde die Idee des Königthums und des Fürstenthums überhaupt auf eine überschwengliche Höhe gehoben. Veranlassung gab das römische Recht. Man übertrug die Anschauung von dem römischen Imperator auf den Kaiser, auf die Könige und endlich selbst auf die kleinsten Fürsten, wodurch der Wille des Landesherrn über alles Recht und Gesetz erhoben, und seine Person mit einer fast göttlichen Adoration bekleidet wurde. In dieser Weise entstand das sogenannte absolute Königthum, welches einige Schriftsteller hinterher für ein besonders christlich-germanisches Institut ausgegeben haben, da es doch ganz offenbar weder christlich noch germanisch, sondern heidnischer und römischer Natur ist. Darum widersprach es auch den innersten Gefühlen der Nation. Es ging ein steifes, kaltes Verhältniß daraus hervor, und die Fürsten wurden der Nation entfremdet.

3) Auch die veränderte Weise der Kriegführung trug zu dieser Entfremdung bei. Das alte Fehdewesen hörte mit der Bewältigung der großen Vasallen auf, und somit verschwand der ehemals fast ununterbrochene Kriegszustand, der freilich ein sehr großes Uebel gewesen, aber wie jedes Uebel doch auch zugleich etwas Gutes bewirkte, nämlich daß er die

Fürsten in einer gewissen Rüstigkeit erhielt. Denn auf dem Felde muß sich der Mann zeigen, und ist der Krieg ein ehernes Handwerk, so ist der Krieger doch gleichwohl eine populäre Gestalt, weil der Krieg es mit sich bringt, daß man Menschen und menschliche Dinge zu behandeln lernt; wie auch die Erfahrung vorliegt, daß sich im Kriege die größten Regenten gebildet haben. Nun wurden aber die Kriege seltener. Sie wurden mit großen Armeen geführt, und die Fürsten kommandirten meistens nicht mehr in Person. Der Krieg war also nicht mehr die Schule des Lebens für sie, und welche andere hätten sie dafür gefunden?

4) Trat also die persönliche Activität der Fürsten in den Hintergrund, während ihre Person gleichwohl mit allen Formen der Adoration umgeben wurde, so entwickelte sich daraus ein glänzendes üppiges Hofleben, das seinen vollendeten Ausdruck in Versailles fand, und von da aus allen andern Fürsten zum Muster diente, welches nachzuahmen sie sich nur zu sehr bestrebten. Auch in Deutschland verfiel man in diese Richtung, die sich für uns kaum minder verderblich erwies als in Frankreich, ohne daß sie uns auch nur das wenige Gute gebracht hätte, welches sich in Frankreich daran anschloß. Denn immerhin trug der Hof zu Versailles das Gepräge einer gewissen Großartigkeit, war ein Brennpunkt für Künste und Literatur, und gab der Nation einen Schwung,

dessen Nachwirkungen sich noch heute bemerken lassen, während bei uns die vielen kleinen Höfe, welche den Zuschnitt von Versailles nachahmen wollten, sich doch kaum über das Ahdicule erhoben, da die ganze Mißsere der Kleinstaaterei und Philisterhaftigkeit daneben bestand, und die Nachahmung fast nur in Beziehung auf Ueppigkeit und Ausschweifung mehr als genügend gelang. Dieses Unwesen ist heute verschwunden, aber man sieht noch die Monumente davon in der Anlage der fürstlichen Parks mit ihren Fontainen, Grotten und Pavillons. Die fürstlichen Paläste, welche im Geschmack Ludwigs XIV. erbaut, tragen den Charakter der Eitelkeit und des Hochmuths, der Ueppigkeit und Genußsucht. Man wird davon frappirt, wenn man diese modernen Paläste mit den alten Schlössern vergleicht, in welchen noch die Grundform der Burg vorwaltet, und die zwar sehr schlicht, oft sogar rauh erscheinen, aber doch einen ungleich viel würdigern Eindruck hervorbringen als jene Paläste. In dieser Hinsicht macht fast nur das Schloß in Berlin eine Ausnahme, da es einen königlichen Charakter hat, und einen ernsten, aufstrebenden Geist verkündigt.

In solcher thatlosen Ueppigkeit mußte nun das dynastische Prinzip zu Grunde gehen, wie es in Frankreich wirklich daran zu Grunde gegangen ist. Dies beweist die Geschichte und die Chronique scandaleuse. Ja das Absterben der Dynastie stellt sich selbst äußerlich dar in den Personen und in ihrer

Gesichtsbildung. Betrachtet man nämlich die Porträts der Bourbons, so findet man wie die männlichen und ritterlichen Züge Heinrichs IV. immer mehr verschwinden. Selbst Ludwig XIV. hatte schon ein weibliches Gesicht, und war er groß, so war er eigentlich ein großes Weib, wie auch in seiner Eitelkeit und Launenhaftigkeit die charakteristische Schwäche der Weiber hervortrat, und das Ende seiner Regierung zu einem reinen Weiberregiment wurde. Dieses Weiberregiment setzte sich dann unter der Regentschaft und Ludwig XV. fort. Und was Ludwig XVI. anbetrifft, so war sein Charakter weiblich wie seine Gesichtsbildung, so sehr, daß Maria Antoinette ganz unvergleichlich viel männlicher erschien als ihr Gemahl; daher denn auch Mirabeau sagte, sie sei der einzige Mann in der königlichen Familie. Wäre noch ein Funke von Mannheit in Ludwig XVI. gewesen, so hätte er die Regierung diesem Mirabeau übertragen müssen, der durch sein Genie und durch seine unbeugsame Energie allein vermocht hätte, den überfluthenden Strom der Bewegung in sein Bett zurückzubringen. Die Königin erkannte dies, und wollte sich mit Mirabeau in Verbindung setzen, aber da war es schon zu spät. Weibliche Regenten haben weibliche Umgebungen, und so sieht man, wie an der Stelle der großen Staatsmänner und Feldherrn, welche sich unter den ersten Bourbons hervorthaten, der Sully, Richelieu, Mazarin und Colbert, der

Condé, Turenne und Dauban, späterhin Sickinge und alte Weiber das Regiment führen.

Es war ein inneres Absterben der Dynastie. Man bemerkt etwas Aehnliches in den andern regierenden Zweigen des bourbonischen Hauses, welche nun schon seit länger als einem Jahrhundert auch nicht einen einzigen Mann von einiger Bedeutung hervorgebracht, während hingegen das Weiberregiment oft genug und verderblich genug hervorgetreten.

Dieses Verfallen der Bourbons in Charakterlosigkeit und Verweichlichung zeigt sich desgleichen auch in ihren Bauwerken, welche doch den Geist der Bauherrn abspiegeln. Von Stufe zu Stufe kann man daran verfolgen, wie das dynastische Prinzip seine Energie verliert. Betrachtet man nämlich die Schlösser, die sich in den Landschaften der Loire finden, Blois, Amboise, Chinon u. s. w., so hat ihr Bau noch die feudale Grundform, womit sich die ersten Anfänge der Renaissance verbinden, und es entsteht daraus ein Ganzes von sehr pittoreskem und sehr fürstlichem Ansehn. Diese Werke stellen die Uebergangszeit dar. Betrachtet man hierauf die Tuilerien mit dem Louvre, so ist die feudale Grundform verschwunden, und die reine Renaissance tritt hervor; aber es ist ein kerniges Werk, von würdigen und königlichen Formen. Vergleicht man damit die neueren Theile dieses Palastes, welche unter Ludwig XIII. fortgeführt und unter Ludwig XIV. vollendet

bet wurden, so werden die Formen schon viel weicher, und obwohl sehr schön, haben sie doch in der That weniger Würde. Geht man dann nach Versailles; so sieht man, wie die Richtung auf das Prachtige die Oberhand gewinnt, womit diese ganze architektonische Entwicklung zum Abschluß gelangt. Denn es blieb nun nichts mehr übrig als noch einige Schnörkel und Guirlanden hinzuzufügen, und die Renaissance ging in dem Zopfstil zu Grunde.

So verkümmerte die bourbonische Dynastie in sich selbst, so verkümmert ihr Baustil, so verkümmerte ihr Hof, so verkümmerte ihr persönliches Erscheinen von dem Helden der Schlachten zu dem Helden eines Schäferspiels. Welches konnte das Ende dieser Entwicklung sein? Das Faulfieber oder das Feuer der Revolution.

Welch eine abenteuerliche Meinung ist es nun, daß diese Revolution durch ein von Außen her in die Welt gekommenes Gift hervorgerufen sei, und daß insbesondere die Philosophen dieses Gift bereitet und verbreitet hätten! Grade wie man im Mittelalter, wenn eine Pest wüthete, die Schuld auf die Juden schob, welche angeblich die Brunnen vergiftet hätten, so sollen nun die Philosophen die Revolution gemacht haben. Aber wir wiederholen, was wir schon einmal gesagt, woher kommt die Revolution in Madrid und Neapel, wo man sich doch nicht sonderlich mit der Philosophie beschäftigt? Und in Wien

ist es ja mit der Philosophie auch nicht schlimm gewesen, während gleichwohl die wiener Studenten zu ihrer Zeit toller revolutionirt haben, als sonst irgendwo geschehen.

Sieht man der Sache auf den Grund, so findet man als das Wesentliche und als das Gemeinsame der europäischen Revolution die Zersetzung des Feudalismus. Verbinden sich damit atheïstische Tendenzen, so ist dies aus den Umständen zu erklären, aber es ist an und für sich nicht nothwendig, vielmehr unwesentlich. Die Revolution hängt nicht mit der Irreligiosität zusammen, da es ja sehr wohl denkbar ist, daß religiöse Secten durch ihre Religionsideen selbst zur Revolution angefeuert werden, wie man dies zu seiner Zeit in England an den Puritanern und Presbyterianern gesehen. Ja, es ist nicht nur denkbar, sondern selbst wahrscheinlich und sehr zu fürchten, daß vielleicht in naher Zukunft religiöse Secten auftreten, welche auf Grund ihres Glaubens eine communistische Weltordnung einzuführen versuchen werden, und von denen man doch nicht würde sagen können, daß ihr Prinzip der Atheismus sei. Man würde es nicht einmal unchristlich nennen können, da das Evangelium, wiewohl es die Gütergemeinschaft nicht lehrt, dieselbe doch auch nicht verwirft, vielmehr bekannt ist, daß die ersten Christen in der That eine partielle Gütergemeinschaft hatten. Durchaus falsch ist es also, wenn die reactionäre Philosophie die Re-

volution aus dem Abfall von Gott erklären will, und die Revolution mit der Sünde identificirt; was außerdem dem Gefühle aller Völker widerspricht. Bequem freilich mag es sein, durch den Vorwurf der Gottlosigkeit eine geschichtliche Bewegung mit zwei Worten abzuurtheilen, allein es wird damit nichts erklärt, vielmehr die Sache verdunkelt, indem man den Atheismus, der hier nur accidentell auftritt und also unwesentlich ist, für das Wesen selbst ausgiebt. Unwesentlich ist desgleichen die Gewaltthätigkeit, welche aus der leidenschaftlichen Erregung entspringt, die um so heftiger und allgemeiner sein wird, je größer die innere Spannung ist, welche durch die Widersprüche eines gegebenen Zustandes bedingt wird. Solche Leidenschaft sollte freilich nicht sein, aber nach der Natur menschlicher Dinge darf man es nicht anders erwarten. Des Menschen Zorn thut nicht, was vor Gott recht ist, doch gleichwohl zürnt der Mensch.

Lassen wir also den Atheismus, wie zugleich die Wuthausbrüche der Leidenschaft bei Seite, da beides einer Region angehört, in welche die Politik nicht hineinreicht; halten wir uns also an das Objectiv, an das Zuständliche, und betrachten im Zusammenhange mit diesem Zuständlichen den Menschen, wie er nun einmal ist, ein Mittel Ding zwischen Teufel und Engel, so wiederholen wir, daß das Wesentliche der Revolution in der Auflösung des Feudalismus besteht. Dies ist zugleich das Gemeinsame, welches

in dem ganzen westlichen Europa hervortritt, mit mehr oder weniger gewaltsamen Erschütterungen verbunden. Und selbst wenn sich damit gar keine Gewalt verbindet, so ist die Wirkung doch fast dieselbe. Denn gleich wie ein Haus eben sowohl durch den Schwamm zerstört werden kann als durch ein Erdbeben, so wird das alte feudale Gefüge der Gesellschaft durch die leise aber stetige Veränderung der Institutionen, Sitten und Lebensgewohnheiten, durch den Fortschritt der Wissenschaften, Künste und Industrie ganz unfehlbar aufgelöst. Es geht vielleicht langsam und man merkt es kaum, aber endlich wird es sichtbar, und tritt ins Bewußtsein. Das ganze Staatsgebäude schwankt, und man sieht, daß es seinen Boden verloren hat.

Diese Auflösung der feudalen Weltordnung ist ein realer Prozeß, und sogar ein organischer Prozeß, so gewiß als das Verwelken nicht minder zum organischen Leben gehört als das Aufblühen. Wenn dies also der Fall, so handelt es sich um eine reale und organische Metamorphose, und ist das Uebel nicht durch speculative und dogmatische Systeme zu heilen; noch auch durch Polizei- und Militärgewalt, noch auch durch die schematischen Combinationen des Constitutionalismus. Sondern gleich wie die feudale Weltordnung in ihrem socialen Gefüge ihren wesentlichen Halt fand, so handelt es sich darum ein sociales Band zu entwickeln, welches die verschiedenen

Elemente der Nation wieder zu einem Ganzen verknüpft.

Dies ist das Problem. Und dies ist die Lebensfrage für die Dynastien, und für die dynastischen Staaten.

Dieses Problem ist den revolutionären Politikern gänzlich fremd. Der Reaction dagegen ist es nicht fremd, aber fremd ist ihr das Verständniß desselben. Denn wie sie keine Einsicht in den Auflösungsprozeß des Feudalismus hat, und wie früher gesagt, sich nicht auf analytische Untersuchungen versteht, so gelangt sie auch zu keiner Synthesis, sondern nur zu einer phantastischen Anschauung des Mittelalters, unwahr in Beziehung auf die Vergangenheit, unbrauchbar für die Zukunft. So schwanken die Staaten zwischen den Utopien der Revolution und den Utopien der Reaction. In diesem Zustande innerer Haltungslosigkeit befinden sich alle Staaten des westlichen Europa's, so verschieden auch ihre Verfassung und Verwaltung sein mag. Das Uebel muß also doch wohl tiefer liegen. Wo es aber liegt, haben wir durch die bisherigen Betrachtungen nachzuweisen versucht.

VI.

Regeneration der Dynastien.

Nachdem wir also früher gezeigt, wie das dynastische Prinzip durch die Ausübung des Feudalismus seinen Halt verloren, und jetzt schließlich gesehen, wie die Dynastien in sich selbst verkümmern, so liegt es nun klar vor Augen, daß wir es hier mit einer tiefwurzelnden Krankheit zu thun haben. Speculative und dogmatische Systeme dagegen anwenden zu wollen, wäre eine Quacksalberei, gerade wie wenn alte Weiber eine Krankheit mit Zaubersformeln besprechen.

Wir haben als die Grundursache dieser Krankheit erkannt, daß die Dynastien in keiner Lebensgemeinschaft mehr mit der Nation stehen, sondern isolirt, und in dieser Isolirung Gefahr laufen in sich selbst abzusterven. Ist dies das Uebel, so ist es offenbar die Aufgabe:

die Dynastien in sich selbst zu regeneriren, und sie durch ein neues sociales Band mit der Nation zu verknüpfen,
und diese beiden Aufgaben werden in eine zusammenfallen.

Mit dieser Aufgabe hat man sich also zu beschäftigen. Vor Allen haben dies diejenigen zu thun, welche sich für Royalisten oder Monarchisten ausgeben. Oder wer sollte es sonst wohl thun? Die Republikaner doch gewiß nicht, da es ihnen vielmehr ganz angenehm ist zu sehen, wie die Dynastien sich immer mehr isoliren und in dieser Isolirung absterben. Die Constitutionellen auch nicht, da sie das Königthum grundsätzlich mediatisiren, indem sie es hinter die Coullissen stellen, und nur einen Mann verlangen, der Ja sagt und den Löffel über das J setzt, und solche Leute werden die Dynastien wohl ohne Noth immer hervorbringen. Wer also soll und muß sich mit dieser Aufgabe beschäftigen? Wer anders, als die Monarchisten und die Royalisten. Diese aber sprechen von allen möglichen Dingen, nur hiervon nicht; sei es nun, daß sie selbst nichts darüber wissen, oder falls sie etwas wissen, dieses zu sagen zu träg oder zu feig sind.

Geht man zu den systematischen Schriftstellern, so findet man Abhandlungen über das monarchische Prinzip, mit mehr oder weniger Salbung und Erudition. Der einfache Gedanke aber kommt den Herrn nicht bei, daß dieses monarchische Prinzip für sich selbst ein Schemen und Schatten ist, und etwas Wirkliches erst wird durch eine regierende Dynastie, und daß uns also dieses monarchische Prinzip unmittelbar auf die Frage fährt:

durch welche Mittel die Dynastien selbst in frischer Kraft, und mit der Nation in lebendiger Verbindung zu erhalten seien?

Was ist es sonst mit dem monarchischen Prinzip, wenn man keine Monarchen dazu hat? Dahin muß man wirken, sonst spare man seine Worte, welche doch nur in den Wind gesprochen. Dies beweist die Erfahrung. Denn so viel auch die Restaurationsphilosophen, deren seit der Revolution eine ganze Reihe aufgetreten, geschrieben, gelehrt und gepredigt haben, liegt es doch klar zu Tage, und wer nicht ein Brett vor dem Kopfe hat, kann es mit Händen greifen: daß der Monarchismus gleichwohl überall im Abgang begriffen, und alles Schreiben, Lehren und Predigen nichts geholfen hat. Sehr erklärlich, weil alle diese Leute von dem Wahn ausgehen, daß die Revolution nur durch gewisse Irrlehren bewirkt sei, während wir hingegen gezeigt haben, daß sie auf einem realen Prozeß beruht, und also das dynastische Prinzip unvermeidlich verloren ist, wenn es nicht in sich selbst eine reale Umbildung erfährt. Es muß sich aus sich selbst verjüngen; wozu der Absud von Krausemünze, Sternanis und Kreuzkraut wahrlich nicht helfen wird, da es vielmehr darauf ankommt, den alten Dynastien neues Mark in die Knochen zu flößen.

Diese Aufgabe ist also ins Auge zu fassen, und muß dies um so mehr geschehen, je weniger es bis-

her geschehen. Darum also haben wir es unternommen, diesen Punkt zu behandeln. Er bildet das Hauptthema der vorliegenden Untersuchungen, die ich nicht für vergeblich halten werde, wenn sie auch sonst kein anderes Resultat haben sollten, als den Gegenstand nur überhaupt zur Discussion zu bringen. Werden sich dann andere Leute mit größerer Kenntniß und Erfahrung darüber vernehmen lassen, um so besser.

Jetzt zur Sache!

Es schwebt ein Dunkel über den Geschicken der Menschen. Man sieht Geschlechter aufblühen und absterben, und man kennt den letzten Grund nicht, und wird ihn vielleicht nie entdecken. Aber man weiß doch gleichwohl, daß vielerlei Umstände darauf einwirken, die zum Theil in dem Willen und der Macht des Menschen liegen. Vor Allem die Lebensweise, und so leidet es gar keinen Zweifel, daß ein üppiges Hofleben den Dynastien verderblich ist.

Nächst dem kennt man den Einfluß der Ehen, und weiß, daß im Allgemeinen schönere und kräftigere Kinder von solchen Eltern erzeugt werden, die sich ursprünglich fern standen, und die sich durch gegenseitige Reizung verbanden. Nahe Verwandtschaftsgrade sind unerwünscht, und bis auf eine gewisse Gränze sogar durch die Kirchengesetze verboten. Man weiß, daß Familien, die sich in engen, abgeschlossenen Kreisen verheirathen, allmählig verkümmern,

wie man dies sehr deutlich an den spanischen Granden sieht, die nur noch schwächliche Gestalten darstellen, oft unter fünf Fuß. Aehnliches lehrt die Geschichte der venetianischen Nobilität, während hingegen die Geschichte des hohen englischen Adels zeigt, wie heilsam es für einen Stand ist, sich fortwährend durch Aufnahme neuer Elemente zu verjüngen, und durch eheliche Verbindungen mit andern Ständen in Lebensgemeinschaft zu treten. Die Wirkung ist physisch und psychisch. Das Erstere ist selbstverständlich, was aber das Letztere anbetrifft, so bilden sich in jedem abgeschlossenen Stande abgeschlossene Lebensansichten aus, die, je mehr sie sich befestigen und vertiefen, um so mehr eine geistige Beschränktheit, Ohnmacht und Matt-herzigkeit bewirken, wogegen Verheirathungen mit andern Ständen sich als das wirksamste Gegenmittel erweisen, weil das Eheband dann in neue Lebenskreise einführt. Und so ist es in der That bisher das Ausgezeichnete des hohen englischen Adels gewesen, daß er sich in keinen abgeschlossenen Ideenzirkel bewegt, sondern einen offenen Blick für alle Lebensverhältnisse zeigt.

Steht dies also erfahrungsmäßig fest, so ist es doch sehr bedenklich, daß die regierenden Häuser, wie es schon seit lange der Fall, sich in so engen Kreisen verheirathen, daß sie bald sämmtlich blutsverwandt sein werden. Es muß eine unvermeidliche Abschwächung daraus erfolgen. Denn andrerseits sieht

man ja auch, wie sich Dynastien verjüngen, wenn ihnen gleichsam ein neuer Stamm aufgepfropft wird; wie z. B. das Haus Habsburg, welches sichtlich entkräftet war, sich durch den lotharingischen Stamm neuverjüngt, und seitdem manche bedeutende Männer hervorgebracht hat. Ueberhaupt scheinen junge Dynastien vorzugsweise tüchtige Regenten hervorzubringen, wie man in Schweden an dem Hause Wasa sah, und in Rußland an dem Hause Romanow sieht. Bei dieser russischen Dynastie scheint es insbesondere bemerkenswerth, daß sie am meisten gemischten Blutes ist, — ein slawischer Stamm, der sich mit deutschen Prinzessinnen verheirathet, und dem ein deutscher Stamm aufgepfropft ist. Ja die Gemahlin des großen Peter, Katharina I., war ein schwedisches Soldatentkind; und sie ist es, von der die russischen Kaiser in weiblicher Linie abstammen. Und welche eine Reihe bedeutender Regenten ist diesem Hause entsprungen!

Nach dem Allen muß man also die gegenwärtigen Gesetze über Ebenbürtigkeit für höchst verderblich halten. Auch waren sie dem alten germanischen Rechte gänzlich fremd. Für ebenbürtig galt die Ehe mit jeder Freien, und haben sich bekanntlich die alten Könige und Kaiser keineswegs ausschließlich mit Prinzessinnen vermählt, sondern oft genug mit den Töchtern ihrer Vasallen. In England gelten die continentalen Ideen über Ebenbürtigkeit bis heute

nicht, für das regirende Haus so wenig als für den Adel, und liegen Beispiele von sogenannten unebenbürtigen Verheirathungen vor; wie bekanntlich die große Elisabeth nicht die Tochter einer Prinzessin sondern der Anna Boleyn war.

Was nun aber auf dem Continent die neueren Ideen über Ebenbürtigkeit hervorgerufen, ist eines Theils gewiß der Hochmuth gewesen, während es andern Theils eine politische Nothwendigkeit war. Als nämlich die Fürsten mit ihren Vasallen in Kampf geriethen, um die landesherrliche Gewalt festzustellen, mußte es räthlich scheinen, die regierenden Familien durch eine scharfe Gränze von dem Adel zu trennen, und wäre es damals für einen Fürsten gefährlich gewesen, sich mit der Tochter eines Vasallen zu vermählen. Die Fürsten machten also gemeinsame Sache, und schlossen sich ab. Diese Nothwendigkeit liegt jetzt nicht mehr vor, seitdem es keine Vasallen mehr giebt, welche dem Regenten die Landeshoheit streitig machen könnten. Auch darf man nicht glauben, daß die Ebenbürtigkeit zur Erhaltung des landesherrlichen Ansehens erforderlich sei. Darüber ist die Welt jetzt schon zu aufgeklärt, und glaubt nicht mehr, daß die Fürsten ein von allen andern Menschenkindern specifisch verschiedenes Geschlecht bilden. Vielmehr würden die Fürsten durch eine sogenannte unebenbürtige Verheirathung in ein innigeres Verhältnis zu ihrem Volke treten. Ja wir behaupten ausdrücklich, daß

in einer Nation die Continuität des Blutes erhalten und hergestellt werden muß. Das liegt schon in dem Begriffe der Nation, und ich meine doch, daß die Fürsten selbst zur Nation gehören.

Schon diese eine Veränderung würde die ebenso bedauerliche als gefährliche Isolirung, in welcher sich zur Zeit die Dynastien befinden, wesentlich vermindern. Die Sache hat, wie wir wiederholen, eine physische und psychische Bedeutung zugleich, gerade wie das dynastische Prinzip selbst diese beiden Elemente in sich verbunden enthält.

Ist dann in dieser Weise die natürliche Gemeinschaft zwischen den Dynastien und der Nation wiederhergestellt, so kommt es ferner auf eine Gemeinschaft des Wirkens an. Und nicht bloß auf eine Gemeinschaft, sondern viel mehr noch auf eine Führerschaft; denn die Fürsten sollen von Rechtswegen an der Spitze der Nationalentwicklung stehen, wie der Name der Fürsten es selbst andeutet. Was noch mehr ist, sie müßten sogar den Impuls geben, gleichwie in dem lebendigen Leibe, so lange er gesund ist, der Impuls von dem Centralorgane ausgeht. Oder ist es nicht ein innerer Widerspruch, daß Fürsten an der Spitze der Gesellschaft stehen, während man gleichwohl keine persönliche Activität an ihnen wahrnimmt? Denn es genügt nicht, daß sie nur überhaupt die Staatsmaschine im Gange erhalten, indem sie die Spindel bilden, um welche sich das Kammerrad dreht; sondern was

Überhaupt den mächtigsten Eindruck macht, und am meisten verehrt wird, ist der spontane Aufschwung des Geistes und das persönliche Hervortreten, welches den Mann ankündigt, und vor Allem den Fürsten ankündigen soll, von welchem es mit Recht erwartet und verlangt wird. Nun aber blicke man auf die Geschichte der letzten sechzig Jahre, und wenn man dabei einerseits von Rußland andererseits von Napoleon absieht, so findet sich, daß seit dem großen Friedrich kaum etwas Großes von einem Regenten in Europa ausgegangen. Wie mag man sich also wundern über den Verfall des monarchischen Prinzips, wenn doch die Monarchen fehlen? Und wie sollen sich die Dynastien halten, wenn nicht durch dasselbe Prinzip, wodurch sie sich ursprünglich erhoben haben, d. h. durch ihre nationale Activität und Führerschaft? Denn alle Staaten des westlichen Europas sind von Fürstengeschlechtern gestiftet, und diesen Ursprung unserer Staaten müssen sich die Fürsten vor Augen halten.

Unternehmende Häuptlinge versammelten ein Gefolge um sich, drangen in die Gränzen des alten römischen Reichs, und etablierten ihre Throne vom Pontus bis zu den Säulen des Herkules. Sie überschritten selbst das Meer, und gründeten ihre Herrschaft am Atlas, wo jetzt die Beduinen schwärmen. Ein allgemeiner Wandertrieb war in den deutschen Völkern erwacht, und die Fürsten waren die Zug-

föhler. Von diesen Ereignissen her datiren unsere heutigen Staaten.

Nun wohl, der Wandertrieb ist abermals in den Deutschen erwacht; Hunderttausend, und mehr als manches souveraine Fürstenthum Einwohner zählt, ziehen alljährlich über den Ocean. Diese Wanderungen sind eine große nationale Sache, warum also sehen wir keinen Fürsten an der Spitze? Dies würde doch ein Band sein, welches die Ausgewanderten mit dem Mutterlande in Verbindung erhielte. Es würde für die Fürsten eine Schule sein rüstiger Thatkraft, und ein Feld der Ehre, da sie ja jenseits des Oceans neue Reiche stiften könnten. Oder trügen sie etwa selbst danach kein Verlangen, das wäre ein schlimmes Zeichen; denn jedes Prinzip, welches sich nicht mehr reproducirt, ist dem Erlöschen nahe. Haben also die Fürsten noch einen Glauben an ihre eigene Existenz, so müßten sie wohl das Verlangen haben neue Etablissements zu gründen.

Ich weiß wohl, daß man sagt, die heutige Colonisation sei nicht für monarchische Staatsbildungen geeignet. Dies ist aber eine grundlose Behauptung, wenn man sich nicht etwa auf das Gebiet der amerikanischen Freistaaten beschränken will, wo freilich keine monarchischen Niederlassungen zu begründen sind. Die monarchische Form der Colonisation ist aber nicht nur möglich, sondern sogar ganz naturgemäß, überall da, wo die Colonisten eines Schutzes gegen äußere Feinde

bedürfen, oder auch wo ein großes Anlagekapital erforderlich ist, welches sich erst nach geraumer Zeit verzinst. Nach diesen Gesichtspunkten also überblicke man den Globus, und man wird finden, daß sich noch Reiche stiften lassen, größer als ganz Deutschland.

Man sagt ferner, Colonien seien überhaupt kein Vortheil für die Nation, da sie mehr kosteten als einbrächten, was aber vorweg gar nicht allgemein richtig ist, da bekanntermaßen die holländischen Colonien sehr viel mehr einbringen als sie kosten, ja sogar durch ihre Ueberschüsse das holländische Staatswesen flott erhalten, welches sonst bankrott sein würde. Zudem ist dies die Sprache der Philister, welche nur den unmittelbaren kaufmännischen Gewinn abschätzen, von Allem aber, was die Größe und den Schwung einer Nation bewirkt, keine Ahnung haben. Oder ist es nicht etwas Großes für eine Nation, die wie die Engländer auf dem ganzen Erdkreise ihre Sprache, ihr Wesen und das Gepräge ihrer eigenen Größe wiederfindet, da jede Welle, welche die Küsten Albions bespült, von einer britischen Niederlassung Kunde bringt? Oder woher käme denn dieses energische und mannhafte Wesen der Engländer, welches doch am Ende ihren Hauptreichthum ausmacht, wenn sie nicht dieses Bewußsein von sich hätten, daß sie mit Stolz sagen können:

Rule Britannia, rule the waves!

Aber wie klein und niedrig muß sich der Deutsche

fühlen, der am Strande der See stehend zu sich selbst sagen muß, daß er jenseits des Wassers auch nicht eine Scholle Land sein eigen nennen könne. Wahrlich, so schwachvoll als die Deutschen steht in dieser Beziehung keine Nation in der Welt da. Eine Nation, die 500,000 Soldaten hält, und jährlich 100,000 Auswanderer zählt, und dennoch jenseits des Meeres auch nicht einen Quadratzoll Land besitzt; während doch selbst kleine Nationen, wie Portugiesen und Holländer, weite Landstrecken in der neuen Welt erworben, und mit dem Stempel ihres Geistes bezeichnet haben. Und das soll nichts bedeuten, daß der Deutsche überall nur fremden Unternehmungen dient, unter die Nationen zerstreut wie die Juden, ohne je etwas Eigenes zu gründen? Das soll nichts bedeuten, daß dieses Schamgefühl wie ein Bleigewicht die Schwungkraft unseres Geistes lähmt? Das soll nichts bedeuten, daß die Kleinheit und Phylisterhaftigkeit unsres Wesens vor ganz Europa zum Gespött wird? Wahrlich, wenn wir etwa durch unser Philosophiren schon so klug geworden, um uns daraus nichts mehr zu machen, dann beweist dies, daß uns in der That schon alles Große abhanden gekommen, und nur noch etwa die Großmüthigkeit geblieben ist.

Sind nun die Dynastien die Träger unserer Geschichte, so tragen sie unsere Ehre wie unsere Schande, und steht es in dieser Hinsicht so kläglich um Deutschland, so müssen wohl die Dynastien vor

Allen darüber Rechenschaft geben. Oder wollten sie etwa sagen, daß es jetzt schon zu spät sei zu Land-erwerbungen, warum haben sie denn die Zeit verpaßt? Auch ist es überhaupt noch nicht zu spät. Oder meinen die Fürsten etwa, es würde ihnen Niemand folgen, wenn sie selbst eine Colonisation unternehmen wollten? Dann gilt das Wort des Dichters:

Und wenn ihr euch nur selbst vertraut,
Vertrau'n euch auch die andern Seelen.

Bis diesen Tag noch liegt es tief in der deutschen Natur, sich gern an eine hohe Familie zu attachiren, und ist der Gang zu republikanischen Formen dem eigentlichen Volke noch durchaus fremd, kommt es also auf ein gemeinsames Unternehmen an, so werden die Leute doch immer am liebsten einem Fürsten folgen, vorausgesetzt nämlich, daß er sich selbst persöhnlich an die Spitze stellt. Es gilt den Versuch, und ich sage, wenn sich irgend ein deutscher Fürst oder Prinz, als ein Mann unter Männern, den Leuten gegenüberstellt, um wie die deutschen Fürsten vor achtzehn Jahrhunderten sich ein Gefolge zu bilden, — es kommen Tausende, die mit ihm bis zum Nordpol und zum Südpol ziehen. Ich glaube die Deutschen ziemlich gut zu kennen, und ich weiß was ich sage. Warum versucht es also Niemand, oder warum versuchen es nicht mehrere zusammen? Ich wüßte keinen andern Grund, als weil die Thakraft und der Schöpfungstrieb in den Dynastien erlischt.

Ober ist es denn so schwer sich von der Oper und von der Wachparade zu trennen? Und ist es nicht würdiger für einen Prinzen, den Urwald zu lichten und eine neue Stätte deutschen Lebens zu gründen, als neue Schönbrunnanlagen für einen Park auszudenken? *Omnes homines, qui sese student praestare ceteris animalibus, summa ope niti decet, ne vitam silentio transeant.*

Wir sprechen hier nicht von Staatskolonien im eigentlichen Sinne, sondern von Kolonien, welche die Dynastien aus eigener Machtvollkommenheit und mit ihren eigenen Mitteln etabliren sollen. Denn darauf eben kommt es an, daß der Unternehmungsgest in den Dynastien wieder erweckt werde, und ein Feld finde; und erwacht nur erst in den Dynastien eine neue Energie, so wird das bald genug auf den ganzen Staatskörper zurückwirken, dessen Centralorgan die Dynastien selbst sind. Auch verhindert es keine Constitution, daß die Fürsten aus eigener Machtvollkommenheit und auf eigene Gefahr so etwas unternehmen, und haben sie in der That selbst Mittel genug dazu. Sollten aber gleichwohl ihre Mittel hinterher dennoch nicht ausreichen, so wird sich keine Kammer weigern, ein Unternehmen zu unterstützen, welches dem ganzen Lande zum Nutzen und zur Ehre gereicht.

Scheut man aber das Seewasser, so kann man auch im Inlande kolonisiren, worüber schon so viel

geschrieben, indessen seit dem großen Friedrich nichts in dieser Hinsicht gethan ist. Noch giebt es zahlreiche Brüche und Halben, welche sehr wohl in Cultur zu setzen wären. So etwas zu unternehmen, wäre auch eine sehr schickliche Aufgabe für einen Fürsten oder Prinzen, und besser ist es Rieselwiesen anzulegen als Fontainen. Außerdem schließt sich mancherlei daran an, da sich auf einem solchen neuen Terrain nützliche Versuche machen lassen; die auf einem schon bebauten Lande nicht leicht ausführbar sind: wie über die zweckmäßigste Anlage der Dörfer und Höfe, über Vertretung der Felder, Bewässerung und Entwässerung u. s. w. Wo also ein Fürst persönlich ein solches Werk unternimmt, wird er sich alsbald in eine Menge neuer Beziehungen verflochten sehen, und es entstehen mannichfaltige Bande, die ihn mit der Nation verknüpfen. Er sieht und hört Dinge, wovon man sich in den Salons nichts träumen läßt; eine neue Welt geht ihm auf, und er selbst wird bald ein neuer Mensch sein.

Wir haben früher wiederholt darauf hingewiesen, wie das Geld den Feudalismus aufgelöst und zu einer Macht geworden, die in dem ganzen Betriebe der modernen Gesellschaft eine sehr wichtige und sehr wesentliche Rolle spielt. Sollen also die Fürsten die Concentrationspunkte der Gesellschaft sein und bleiben, so liegt es wohl auf der Hand, daß sie sich an der Entwicklung des Geldwesens selbst so viel als möglich betheiligen müßten. Um so auffallender also,

daß in dieser Hinsicht nichts, gar nichts geschieht. Und wie soll sich denn nun das dynastische Prinzip erhalten, wenn sich die Fürsten von allen Elementen des modernen Lebens zurückziehen, wo sie vielmehr an der Spitze stehen müßten? Wer das Leben flieht, den flieht auch das Leben, und er ist schon so gut wie todt. Und gleichwohl wäre es für die Fürsten doch so leicht, auf diesem Gebiete einen bedeutenden Einfluß zu gewinnen, wenn sie nämlich Banken anlegten, aus eigener Machtvollkommenheit und mit ihren eigenen Mitteln; was ihnen doch vollkommen frei steht, und was sie doch wenigstens eben so gut können müßten als die Juden. Warum also geschieht dergleichen nicht?

Offenbar, weil die Dynastien sich schon ganz von dem modernen Leben isolirt haben, und entweder keine klare Einsicht in die gegenwärtigen Verhältnisse besitzen, oder allen Trieb zur Thätigkeit verloren haben. So sind denn die Juden gekommen. Mit ihrem Scharfblick und ihrer Agilität haben sie dieses Gebiet ergriffen; und während sich die Dynastien sehr besorgt zeigen, hier oder da eine alte Burg zu restauriren, als ob sie daran eine besondere Stärke finden würden, bilden die Kinder Israel, frei von allen feudalistischen Grillen und romantischen Phantasieen, mit heißen Augen in die Welt, und sprechen: money is power. Sie errichten also ihre Bankhäuser, welche in demselben Maße an Macht

zunehmen, als die Macht der souveränen Häuser abnimmt; und so hat das Haus Rothschild zu seiner Seite schon zwei Dynastien fallen sehen; während es selbst grünt und blüht, und sich in seinen Zweigen über den Continent verbreitet, wie einst das Haus Bourbon, dessen Glanz vor dem Glanze des Hauses Rothschild erlischt. Sehr erklärlich. Denn mit dem Feudalismus, der wesentlich auf Naturalwirtschaft beruhte, ist es nun einmal vorbei, und da die moderne Gesellschaft wesentlich auf Geldwirtschaft beruht, so müssen wohl diejenigen, welche diese Geldwirtschaft zu dirigiren verstehen und die großen Geldinstitute in Händen haben, alsbald die Chefs werden, ähnlich wie zur Zeit des Feudalismus die großen Grundbesitzer, aus deren Mitte die Dynastien entsprangen, ganz von selbst die Chefs waren, weil damals nur Landbesitz Macht gab. Jetzt aber heißt es: money is power. Weil also die Dynastien diesen einfachen Satz nicht verstehen, werden sie immer ohnmächtiger, trotz alle des Geredes von Autorität und Legitimität, womit sich neuerdings die Hofphilosophen breit machen, dahingegen die Kinder Israel, welche einige Prozent Klüger sind als diese Hofphilosophen und Doctoren der Autorität, es mit innerem Lächeln ansehen, wie man die Dynastien mit Legitimitätssystemen füttert, derweilen sie selbst die reale Macht an sich ziehen, — ganz einfach durch Banken und Banquiersgeschäfte; wobei ihnen die Dynastien in ihrer Verblendung

sogar noch zu Hülfe kommen. So ist es in dieser
 Hinsicht bekannt, daß das Haus Rothschild insbesondere
 durch die Verwaltung der Kapitalien des Kurfürsten
 von Hessen und einiger süddeutschen Fürsten empor-
 gekommen. Hätten nun diese Fürsten ihre Kapitalien
 selbst verwaltet, und um sie productiv zu machen,
 eine Bank damit angelegt, so würden sie heute selbst
 sehr viel mächtiger, die Banquierhäuser hingegen viel
 weniger mächtig sein. Warum also haben sie es
 nicht gethan, und warum geschieht bis diesen Tag
 nichts dergleichen? Warum treten also die deutschen
 Fürsten, von denen manche sehr bedeutende Kapitalien
 besitzen, nicht zusammen, um aus ihren eigenen Mitteln
 eine deutsche Fürstenbank zu errichten, die, wenn die
 Fürsten ihre Fonds zusammenschössen, wahrscheinlich
 die bestfundirte Bank in ganz Europa sein, und
 jedenfalls den Einfluß der großen Banquierhäuser
 vollständig paralyfieren würde?

Noch andere wichtige Folgen schließen sich daran an.

1) Nämlich würden die Dynastien nicht nur an
 Macht, sondern auch an Ansehen und Achtung dadurch
 gewinnen, weil es doch eine Schöpfung wäre, und
 man also doch einmal sähe, daß eine Thätigkeit und
 Wirkung von ihnen ausgeht.

2) Würden sie dadurch mit der ganzen ökonomischen
 Entwicklung der Nation verflochten werden, da
 das Bankwesen mit Handel und Industrie, dem Hypo-
 thekenwesen u. s. w. in der innigsten Verbindung steht.

3) Würden sie der Nation durch Beförderung des Kreditwesens einen großen Nutzen stiften, da unsere Kreditanstalten doch noch sehr mangelhaft sind, und insbesondere der Mangel eines in ganz Deutschland gültigen Papteres sehr empfindlich wird. Treten nun die deutschen Fürsten zu einem Bankunternehmen zusammen, so würde dieses doch ohne Zweifel in ganz Deutschland Credit genießen. Die Bank würde überall Comptoire errichten, und ihre Noten würden überall gelten, ohne daß es von Staats wegen besonderer Gesetze darüber bedürfte. Denn wenn doch selbst die bessauer Judenthümlichkeit eine Bank begründen kann, welche sehr gute Geschäfte macht, und deren Noten in weitem Umkreise circultren, so werden die deutschen Fürsten doch wahrlich so etwas noch viel eher vermögen. Warum also lassen sie sich von der bessauer Judenthümlichkeit überflügeln? Es ist ganz unbegreiflich.

4) Würde dadurch ein nationales Land entstehen, da doch eine solche deutsche Fürstendank ein gemeinsames deutsches Unternehmen wäre, welches thatsächlich die deutsche Einigung befördert. Auf solche Dinge aber, welche eine thatsächliche Gemeinschaft befördern, muß man in Deutschland um so mehr Bedacht nehmen, weil es doch unmöglich ist, eine deutsche Staatseinheit herzustellen. Insbesondere müssen gerade die Fürsten auf solche Dinge Bedacht nehmen, wenn sie nicht dem Rationalgelste vollständig entfremdet werden sollen; indem es den Anschein ge-

wirant, daß die Dynastien, anstatt irgend welches gemeinsame deutsche Unternehmen zu fördern, vielmehr durch ihre bloße Existenz das alleinige Hinderniß der Einigung sind. Man muß endlich um so mehr auf solche Dinge Beobacht nehmen, weil sie so leicht ausführbar sind, ohne irgend welche Veränderung in der Verfassung und Gesetzgebung des Bundes wie der Einzelstaaten, indem sie als eine reine That in das Leben treten, und als eine solche That sehr viel wirksamer sein werden, als jahrelange Kammerverhandlungen, und alle die Salbadereien des Conservatismus wie die Capuzinaden der Reaction.

In dieser Weise der thatsächlichen Beförderung der deutschen Einigung durch freie Unternehmungen liesse sich auch für das geistige Leben der Nation ein Einheitsspunkt gewinnen, der uns bis heute fehlt. Denn wir haben Akademien in den großen Residenzstädten, aber wir haben keine deutsche Akademie; und was die Universitäten anbetrifft, so nehmen sie auch immer mehr einen landschaftlichen Charakter an, werden preussisch, sächsisch u. f. w., da sie ihre Autonomie größtentheils verloren haben, und jetzt vorzugsweise als Schulen für den höheren Staatsdienst gelten. Reich ausgestattet mit Lehrmitteln aller Art, und ohne Zweifel viel reicher als England und Frankreich, haben wir doch keinen Concentrationspunkt einer freien geistigen Entwicklung, wie ihn England und Frankreich besitzen. Darum trägt uns

fere Literatur ein schulmeisterliches, pedantisches Gepräge, und Göthe sagt, daß die Deutschen die Kunst erfunden hätten, die Wissenschaften unzugänglich zu machen. Es ist leider nur zu wahr. So rühmen wir uns, die vorzugsweise philosophische Nation zu sein, und doch haben unsere Philosophen kein einziges allgemein lesbares Werk hervorgebracht, mit Ausnahme vielleicht von Fichte's Reden. Wie wenig bedeutet das auf's Ganze! Und während man die historischen Werke der Engländer und Franzosen in der ganzen Welt liest, was sind die Producte unserer Historiker? Grundgelehrte Werke, aber schwerfällig und geschmacklos geschrieben, und nur sehr wenige allgemein lesbar. Das Compendium erscheint als die Grundform unserer Literatur. Und während wir nun von der Macht und Tiefe des deutschen Geistes reden, nährt sich unsere Bühne von Uebersetzungen aus dem Französischen, unsere Leihbibliotheken bes gleichen von Uebersetzungen aus dem Französischen und Englischen, und was endlich die politische Literatur anbetrifft, so ist unsere Impotenz wahrhaft bemitleidenswerth, gleich wie wir auch in Beziehung auf die öffentlichen Institutionen bis diesen Tag noch nicht über das Nachahmen hinausgekommen sind, indessen wir uns doch gleichwohl das Volk der Denker nennen.

Ohne Zweifel hängt dieser Zustand von vielen Elementen ab, die nicht in unserer Macht liegen. Denn es liegt nicht in unserer Macht, ein London

oder ein Paris zu haben, was selbst nicht einmal wünschenswerth sein möchte, und der Nationalcharakter hat seine unbezwingbaren Eigenheiten. Aber Vieles liegt doch sehr wohl in unserer Macht. Wie also z. B. Frankreich sein Collège de France hat, könnten wir auch sehr wohl ein Collegium germanicum haben, d. h. ein geistiges Institut, welches nicht auf didaktische und pädagogische Zwecke, sondern auf eine freie Entwicklung der Literatur und Wissenschaft gerichtet ist; und wie dieses Collège ohne Zweifel nicht unerheblich dazu beigetragen, der wissenschaftlichen Darstellung in Frankreich mehr Geschmack und Leichtigkeit zu verleihen, so würde der Erfolg auch bei uns nicht ausbleiben.

Es ist selbstredend, daß es sich für Niemand besser schickt als für die deutschen Fürsten, ein solches Institut zu begründen, und es ist ebenso selbstredend, daß damit ein neues Nationalband gegeben wäre.

Vieles ließe sich auch durch Vereine erreichen, welche auf spezielle geistige Zwecke gerichtet wären, und auch dafür müßten die Fürsten Stützpunkte darbieten. Haben wir kein Paris, welches der Entwicklung der Literatur ganz unermessliche Hülfsmittel gewährt, so müssen wir uns in anderer Weise helfen, müssen unsern Stützpunkt im Einzelnen suchen, und sind damit wesentlich auf die Höfe angewiesen. Wohl haben einzelne Höfe der Entwicklung der Literatur wesentliche Dienste geleistet, aber im Ganzen ist doch

in dieser Hinsicht viel zu wenig geschehen. Wie viel aber geschehen kann, zeigt das Beispiel des kleinen Weimar, welches sich durch die Liberalität seines Herzogs den Namen des deutschen Athen erwarb. Denn äußere Bedingungen sind wirksamer als man meint, zwar nicht in Beziehung auf den idealen Kern der Literatur, aber in Beziehung auf den Ausdruck. Und was ist die Idee ohne ihren Ausdruck? So ist der Diamant ein unscheinbarer Stein, wird er aber geschliffen, überstrahlt sein Glanz alle andern.

Ist nicht der deutsche Geist überhaupt einem ungeschliffenen Diamant vergleichbar? Wie man nun Diamanten nur mit ihrem eigenen Pulver schleift, so folgt es wohl, daß wir durch Nachahmung fremder Staatsformen nie zu etwas Erheblichem gelangen werden; aber es folgt ebenso, daß wir an der Herausbildung unseres eigenen Wesens um so eifriger arbeiten müssen, und nicht erwarten dürfen von wild wachsenden Neben süße Trauben zu erndten. In keiner Nation sind so viel Talente zu Grunde gegangen als in Deutschland, wie unsere Literaturgeschichte bezeugt, und daß es so ist, fällt doch zum größten Theil den deutschen Fürsten zur Last. Wie viel scharfsinnige Denker und originelle Köpfe haben wir nicht aufzuweisen, welche die Zierden der Nation geworden sein würden, wären sie in die höhere Gesellschaft und in die öffentlichen Angelegenheiten eingeführt, indessen sie sich auf dem Katheder oder in

irgend einem Bureau abgenutzt haben. Und so ist es bei uns der Hauptsache nach noch heute, daß der Schriftsteller in dem Professor untergeht. Darum haben wir eine unermessliche Literatur, voll Gelehrsamkeit und tief sinniger Gedanken; aber der Einfluß, den diese Literatur auf Europa übt, ist sehr gering, während wir hingegen von der fremden Literatur fortwährend auf das Mannigfaltigste bewegt werden. . .

Welch einen hohen Werth aber hat es für eine Nation, einen Fonds eigenthümlicher Ideen zu besitzen, deren sie sich klar bewußt ist, und die sie mit Sicherheit zu handhaben versteht; während wir hingegen nach Links oder Rechts bewegt werden, von den Meinungen, die uns über den Canal oder über den Rhein zuwehen. Ist dies nicht auch ein Zeichen der Staatskrankheit? Ist es nicht ein Zeichen der Staatskrankheit, daß wir in unseren öffentlichen Verhandlungen, anstatt uns an den realen Kern der Frage zu halten, uns in professorenmäßige Vorträge verkeren, mehr über Doctrinen als über die Dinge reden, und was uns vor der Nase liegt, immer am schwersten zu begreifen scheinen? Wir sind verschulmeisterlich durch unsere schulmeisterliche Literatur.

Wie wir keinen Centralpunkt unseres geistigen Lebens besitzen, so haben wir auch kein Nationaldenkmal, wie die Engländer an der Westminsterabtei, und selbst die Polen am Dom zu Krakau. Es begreift sich, da unsere Nationalgeschichte zertrüßten ist. Sehr wohl

aber könnten wir eine Nationalgallerie haben, wie man sie zu Versailles sieht. Und könnten wir keine deutsche haben, so doch wenigstens eine preussische, da unsere preussische Geschichte in verschiedenen Epochen, wie namentlich die Zeit des Großen Kurfürsten, des Großen Friedrich und die Zeit der Freiheitskriege; dem Maler sehr gute Stoffe bietet. Warum haben wir also in unserem Museum nicht einmal einen Saal des Großen Kurfürsten, des Großen Friedrich und der Freiheitskriege? Warum haben wir nichts dergleichen?

Es fehlt unserer Kunst die nationale und volksthümliche Richtung; und fragen wir warum, so kommen wir auch in dieser Beziehung auf die Isolirung der Höfe zurück, da doch die Höfe die vornehmsten Stützpunkte der bildenden Kunst sind. Da sich nun aber die Dynastien dem Volksleben entfremdet, so ist die Kunstentwicklung, welche durch die Höfe befördert wird, selten volksthümlich. Es leidet keinen Zweifel, daß unsere großen Maler der Gegenwart die Franzosen an idealer Kraft bei weitem übertreffen, aber in nationaler volksthümlicher Wirkung stehen sie weit hinter ihnen zurück. Sie malen trauernde Juden und Geisterschlachten, romantische und apokalyptische Bilder, während die französischen Maler der Nation ihre Geschichte vor Augen stellen. Ist es auch oft nur leicht hingeworfen, so macht es doch Effect. Und nun denkt Euch den Franzosen, wie er die Museen in Paris und Versailles besucht, —

überall tritt ihm Frankreich entgegen, mit Allem, was es Großes und Merkwürdiges hervorgebracht. Dieses Frankreich wird ihm zu einer Idee, diese Idee ergreift und durchdringt ihn, sie beherrscht ihn wie eine fast göttliche Macht; und wenn er dann die Capitale verläßt, um in seine Heimath zurückzukehren, dann ist er erst recht ein Franzose; Frankreich ist seine Geliebte, seine Göttin. Dahingegen läßt den Preußen nach Berlin kommen und die Museen betrachten, und es ist wahr, er sieht sehr schöne Dinge: er sieht, wie sich aus dem Chaos der Helios entwickelt, er sieht den Thurm zu Babel und die Zerstörung Jerusalems, er sieht ägyptische, griechische und römische Säle, die ihres Gleichen suchen, aber hat er irgend eine lebendige und kräftige Idee von Preußen gewonnen? Ach nein, und hätte er nicht den Großen Friedrich und Blücher gesehen, so wüßte er kaum, daß er in der Hauptstadt Preußens gewesen, sondern überhaupt nur in irgend einer großen Stadt, in welcher er sich vielleicht vortrefflich amüßirt, oder auch belehrt, aber in welcher er keine schwungvolle Nationalidee gewonnen hat. Und so läßt er denn auch ganz gemüthlich Preußen in Deutschland aufgehen, und Deutschland wo möglich in Europa. Großer Gott! wenn es nur nicht wahr wird.

Wie unserer Kunst die nationale und volksthümliche Richtung fehlt, so fehlt uns auch der Sinn für öffentliche Feste. Und auch hier wieder können

wir die isolirte Stellung der Dynastien bemerken, welche, lähmend für die Dynastien selbst, andererseits lähmend auf die Nation zurückwirkt. Es ist begreiflich klar, wie diese Isolirung mit der Auflösung des Feudalismus zusammenhängt. Denn im Mittelalter waren die Fürsten eine durchaus vollständige Erscheinung, weil sie nämlich mit der ganzen Nation durch reale Bande verknüpft waren. Und so sah man sie bei allen öffentlichen Festen an der Spitze, wie umgekehrt auch die Hofeste zugleich Volksfeste wurden, öffentliche Schauspiele wie die Turniere. Damit vergleiche man die modernen Hofeste in verschlossenen Sälen, Maskenzüge und scenische Darstellungen, die einen gelehrten Commentar erfordern, und der Unterschied ist gewiß auffallend. Soll man aber vielleicht die Turniere restauriren, wie einige poetische Reactionäre proponirt? Ach nein, die Sache würde doch zu weit hinter dem Jirkus zurückbleiben, und nicht einmal den Werth der Pöffe erreichen, sondern wir werden uns an die Elemente des heutigen Lebens halten, aus denen überall spontane Regungen zu öffentlichen Festen hervortreten, woraus bei einiger Beförderung sogar etwas Schönes werden könnte. In diese Elemente müssen die Fürsten eingehen, müssen sie nicht nur mitmachen, sondern auch bei Gelegenheit selbst etwas arrangiren, wie es sich insbesondere für die nachgeborenen Prinzen schicken würde. *Homo sum, humani nil alienum a me puo*, muß in

dieser Hinsicht der Wahlspruch sein. Darum müssen die Fürsten an allen Entwicklungen des Volkslebens Theil nehmen, auch nach der fröhlichen und leichtern Seite des Daseins, wie in der Stunde ernstester Entscheidung auf den Schlachtfeldern.

Dazwischen fließt das gewöhnliche Leben, auf Schaffen und Erwerben gerichtet, auf Ackerbau, Industrie und Handel. Daran schließt sich die Arbeit der Nation, davon hängt ihre Erhaltung und ihr Gedeihen ab.

Diesem Gebiete müssen sich also die Dynastien wesentlich zu wenden. Sie müssen selbst wirthschaften, nicht sowohl um zu erwerben, als um sich dadurch mit dem Nationalleben zu vereinigen. In den Dynastien soll sich die Privatwirthschaft zur Nationalwirthschaft erheben, und die Fürsten selbst müßten von rechtswegen die ersten Nationalökonomien sein.

Auch sind sie es in ältern Zeiten gewesen. Der große Kaiser Karl hielt sich sogar nicht für zu stolz, die Verwaltung seiner Güter selbst zu dirigiren, und hielt Hof auf seinen Pfalzen; und mit demselben Interesse, womit er für Kirchen und Schulen wirkte, beförderte er Ackerbau, Gewerbe und Künste. Alle großen Regenten haben sich mit der Nationalwirthschaft beschäftigt, wie namentlich auch die Fürsten aus dem Hause Hohenzollern. Friedrich, der erste Markgraf, war ein guter Wirth, und hatte darum Geld, so daß er dem Kaiser Sigismund Geld vor-

schließen konnte, der ihm dafür die Mark verließ, und wäre er kein guter Wirth gewesen, so wäre er wohl nie Markgraf von Brandenburg geworden. Auch der große Kurfürst, Friedrich Wilhelm I. und Friedrich II. haben viel in der Nationalökonomie gearbeitet, und der große König hatte keine größere Freude als an dem Austrocknen von Bräthen und an dem Emporkommen der Fabriken.

In neuerer Zeit hingegen haben sich die Fürsten immer mehr von der Nationalökonomie zurückgezogen, während es grade jetzt um so viel nöthiger wäre sich damit zu beschäftigen. Denn überall ruht doch die Existenz der Nation auf Ackerbau, Gewerbe und Handel, und schließt sich folglich die ganze Gesetzgebung und Verwaltung an die ökonomischen Verhältnisse an. Nun aber sind durch die Auflösung des Feudalismus die Massen in Fluß gekommen, und durch den rapiden Fortschritt der Industrie alle gesellschaftlichen Verhältnisse so sehr alterirt und in Verwirrung gerathen, daß eine Fülle neuer legislativischer Bedürfnisse hervortritt, die man früher nicht kannte: die sogenannten sozialen Fragen, welche sämmtlich nicht zu verstehen und noch viel weniger zu lösen sind, ohne sorgfällige Untersuchung der ökonomischen Zustände. Da wir uns also in monarchischen Staaten befinden, so liegt es auf der flachen Hand, daß man bei Hofe mit diesen Dingen vertraut sein muß, weil sonst nie zu hoffen steht, daß sich die Gesetzgebung

mit Energie und mit Erfolg dieser Sphäre zuwendet; denn was bei Hofe kein Interesse findet, das werden die Minister auch nicht sonderlich betreiben. Es ist ferner evident, daß es gerade diese Sphäre ist, wodurch die Fürsten wieder mit dem gesammten Volksleben in Rapport treten können; es ist also evident, daß die Höfe für alle dahin gerichteten Bestrebungen den Concentrationspunkt bilden müßten, in theoretischer wie in praktischer Beziehung. Gleichwohl ist dies nicht entfernt der Fall, und darum nicht, weil überall die Romantik grassirt, wodurch die Fürsten in demselben Maße von allen praktischen Fragen abgelenkt werden, als es umgekehrt nöthig wäre sie darauf hinzulenken. Diese Romantik ist es, welche die Dynastien zu Grunde richtet, denn ein Prinzip hört auf wirklich zu sein, wenn es anfängt romantisch zu werden. Anstatt also ein Stützpunkt der Romantik zu sein, müßten die Höfe vielmehr ein Stützpunkt der sozialen Reform sein. Wie viel Gutes würde sich dann erreichen lassen, mit geringen Mitteln und ohne allen Lärm! Ohne Zweifel haben doch die Fürsten den besten Willen ihrem Lande aufzuhelfen, allein sie kennen die Bedürfnisse der modernen Gesellschaft nicht, und zwar deshalb nicht, weil sie überhaupt dem Leben entfremdet sind, und durch ihre Umgebungen in dieser Entfremdung erhalten werden.

Diese Idee enthält also durchaus nichts Sonderbares und Unerhörtes. Auch was wir sonst gesagt, ist

der Natur des deutschen Königthums nicht fremd, sondern viel mehr selbst daraus geschöpft; es führt uns zurück auf die Idee des altgermanischen Königthums, und diese Idee ist das Bleibende. Ihr Gepräge und ihre Organe müssen sich nach den Sitten und nach der Kulturstufe der Nation verändern. Fremdartig können also unsere Gedanken nur denjenigen erscheinen, welche den Untergang der Dynastien selbst wünschen und erstreben, d. h. den Republikanern; oder der Bürokratie, welche in dem Könige nur den souverainen Chef des Centralbüreaus erblickt; oder den Constitutionellen, welche den König nur als einen Faktor im System der Staatsgewalten anerkennen; oder der Reaction, die sich einen König nur denken kann im mittelalterlichen Kostüm, mit Krone und Scepter, wie er vom Throne herab die Vasallen befehlt, auch mit sonderlichen Freiheiten und Privilegien begnadigt, so auf Pergamenten verzeichnet stehen.

Vor Allem kommt es also darauf an, eine klare Einsicht zu gewinnen in die Elemente unserer heutigen modernen Gesellschaft, um danach zu ermessen, welches die Mittel und die Formen seien, durch welche die Dynastien sich mit diesen Elementen in Verbindung setzen, und selbstthätig in das Getriebe der Gesellschaft eingreifen können, wie es ganz unerläßlich ist, wenn zwischen dem Fürsten und dem Volke ein lebendiges und gesundes Verhältniß bestehen soll. Denn eben daß ein solches Verhältniß

nicht besteht, ist, wie früher gezeigt, der tiefste Grund der Staatskrankheit. Bestände es aber, so würden sich die Fragen der Verfassungs- und Verwaltungsreformen durch ein billiges Entgegenkommen von allen Seiten leicht erledigen lassen, weil diese Fragen alsdann ihren Stachel verloren hätten.

Steht man die Fürsten mit klarem Blick und thatkräftigen Willen in die modernen Lebensverhältnisse eingehen, so verschwindet im Lande die Furcht vor reactionären Hintergedanken und romantischen Restaurationsprojecten, und so verschwindet dann auch gleichzeitig der tendentiöse Constitutionalismus, der fast nur deshalb Anhänger gefunden, weil man eine Garantie gegen die feudalistische Reaction darin sieht. Dies ist eine Thatsache. Andererseits sehen jetzt viele in der Constitution einen Damm gegen den Republikanismus, was auch allerdings einige Wahrheit hat. Allein auch die republikanischen Tendenzen selbst werden wieder verschwinden, sobald nur erst wieder eine Lebensgemeinschaft zwischen den Dynastien und dem Volke entsteht. Dies ist der Kern der Frage, auf den man immer wieder zurückkommt. Denn in dem Maße als sich eine solche Lebensgemeinschaft bildet, verschwinden gleichzeitig die reactionären wie die revolutionären Tendenzen, das ganze Parteiwesen verliert seine Schärfe, seine Bitterkeit. Man überzeugt sich, daß der Zweck des Staates doch am Ende kein anderer ist, als die

Wohlfahrt des Landes zu sichern und zu fördern, und es findet sich leicht, daß es in dieser Hinsicht keine absolut gültigen Formen giebt, sondern verschiedene Wege eingeschlagen werden können, worüber nach der besondern Natur und nach den besondern Bedürfnissen des Staates zu urtheilen ist.

Treten die Dynastien wieder in einen innigen Rapport mit den Elementen unsers modernen Lebens, so wirkt dies sofort zurück auf die gesammte höhere Gesellschaft, die bis diesen Tag an den Pfosten ihren Concentrationspunkt findet. Es wirkt desgleichen zurück auf die Gesetzgebung wie auf die Administration. Wie die mittelalterlichen Phantasien, so verschwindet dann gleichzeitig das Phrasenwesen der Kammern, und das Actenwesen der Bureaokratie. Handlungen treten an die Stelle der Verhandlungen und Rescripte; die ganze Nation erwacht zu einem schwingvollern Dasein, und der Mann tritt in den Vordergrund, — ein lang entbehrter Publikum für unser deutsches Vaterland, welches einst Ottonen und Hohenstaufen gesehen, und heute fast einem Hospital für alte Weiber gleicht. Ein Mann, ein Mann, ein Königreich für einen Mann!

Der Constitutionalismus hingegen wird uns wahrlich nie auf die Beine bringen, wie man ihn auch zuschneiden möge, englisch oder französisch, belgisch oder amerikanisch, er bleibt doch nur Formel, und trifft den Kern der Sache nicht. Staatskörper

können nicht gefunden, so lange ihr Centralorgan krankt. Dieses Centralorgan sind aber in unseren Staaten offenbar die Dynastien, und muß man sich daher die Frage stellen, durch welche Mittel und Formen die Dynastien zu regeneriren und mit den Elementen unsers modernen Lebens in einem innigen Rapport zu erhalten seien? Diese Aufgabe ist evident, aber vielleicht gerade wegen ihrer Evidenz ignorirt.

Die gesammte Staatslehre, welche sich seit Montesquieu ausgebildet, hat diesen Punkt ignorirt, und ignorirt ihn bis diesen Tag, indem sie sich ausschließlich die Frage stellt, welcher Apparat von constitutionellen Gewalten um den Thron herumzustellen sei. Dies ist den revolutionairen wie den reactionairen Schriftstellern gemein, indessen sich beide nur dadurch unterscheiden, daß sie diesen Apparat feudalistisch oder plutokratisch oder demokratisch construiren. Dabei haben sie noch einen dogmatischen Hintergrund, den sie zur Bekräftigung und als den eigentlichen Trumpf ihren Doctrinen hinzufügen: nämlich die Einen die Volkssouverainität, die Andern das göttliche Recht, — zwei gleich abstracte und darum höchst gefährliche Ideen, weil sie den Blick von dem geschichtlichen Zusammenhang und von den realen Bedürfnissen der Gesellschaft ablenken, statt dessen sie durch den Fanatismus eines abso-

luten Prinzipes das Urtheil verwirren und die Geister verdunkeln. *)

An die Stelle realer Existenzen treten dann Abstracta, und so hat man von dem monarchischen Prinzipie gesprochen wie von einem Dogma. Aber das monarchische Prinzip ist nichts, wenn es nicht in einer Dynastie lebt, und diese Dynastie selbst ist nichts, wenn sie nicht mit allen Elementen der Gesellschaft in lebenskräftiger Verbindung steht; worüber also zu reden wäre, indessen die Doctoren des göttlichen Rechts darüber noch bis diesen Tag kein sterbendes Wörtchen vorgebracht haben.

Von diesen so eben bezeichneten Grundgedanken ausgehend, findet man nun leicht, daß das Grundübel unserer Staaten, welche ursprünglich von Dynastien gestiftet wurden, in der Erschlaffung des dynastischen Prinzipes liegen muß. Um dann ferner zu sehen, was diese Erschlaffung verursacht, muß man betrachten, wie die Dynastien ehemals durch die feudalen Institutionen mit dem ganzen Körper der Nation verflochten waren, und wie sich dann diese feudale Organisation im Laufe der Zeit zersetzt hat. Auf diesem Punkt angelangt, übersieht man die gegenwärtige Lage der Dinge, und es zeigt sich die Aufgabe: nämlich daß sich die Dynastien selbst regeneriren

*) Durch das göttliche Recht sind bekanntlich die Stuarts zu Grunde gegangen.

müssen, indem sie in die Elemente der modernen Gesellschaft eingehen.

Diese Aufgabe haben wir in den bisherigen Erörterungen noch bei weitem nicht erschöpft, vielmehr nur eben erst berührt. Wenn wir aber dabei gleichwohl schon eine Menge practischer Gesichtspunkte gewonnen haben, welche den revolutionairen wie den reactionairen Systemen fremd sind, so spricht dies gewiß für die Richtigkeit unserer Betrachtungsweise. Es ist ein Versuch auf ungebahntem Wege, und sind dabei vielleicht einige Irrthümer mit untergelaufen, so mag man sie der Sache zu gute halten, die sich selbst eine gute nennen darf.

Einzelheiten gebe ich also preis, was aber die Grundansichten anbetrifft, welche hier entwickelt sind, bin ich von der Richtigkeit derselben so fest überzeugt als von meinem Dasein. Gleichwohl empfinde ich einige Scheu in die Oeffentlichkeit damit zu treten, weil ich weiß, wie mißlich es ist ganz allein zu stehen, in einer Zeit, die nur nach abgeschlossenen Parteiensichten urtheilt. Was mich aber dennoch dafür entschieden, sind meine Beobachtungen in Frankreich, da ich einerseits wünsche, daß wir nicht in französische Zustände hineingerathen, andererseits sehe, daß wir auf dem directen Wege dazu begriffen sind, und mich darum gedrungen fühle; diesem Unheil nach meinen geringen Kräften entgegen zu arbeiten.

Frankreichs Beispiel könnte für uns, und ins-

besondere auch für die Fürsten, sehr lehrreich werden, in mehrfacher Hinsicht; worüber noch einige Worte zu sagen.

Pro primo. Fragen wir also, was es denn sei, was die Stellung des Präsidenten so fest macht, wie sie es doch, wenn man sie auch nur als ein Provisorium betrachten will, zur Zeit ganz unleugbar ist? Zu dieser Frage fühlt man sich um so mehr veranlaßt, weil doch andrerseits Momente vorliegen, welche die Stellung des Präsidenten ganz unhaltbar zu machen scheinen.

- 1) Weil es überhaupt sehr schwierig ist, in einem so gänzlich unterwühlten Lande wie Frankreich, ein festes Regiment irgend welcher Art zu führen;
- 2) weil das gegenwärtige Gouvernement doch aus einem offenbaren Gewaltstreich hervorgegangen;
- 3) weil außerdem der Napoleonismus vieles mit sich bringt, was keinesweges lebenswürdig, sondern höchst widerwärtig und drückend ist.

Wenn also der Präsident dennoch so fest steht, so muß doch etwas in seiner Stellung liegen, und zwar etwas sehr Mächtiges, welches alle diese Gegenwirkungen paralyfirt. Was ist dies nun?

- 1) Er basirt sein System auf die wirklichen Zustände Frankreichs, während die ihm entgegenstehenden Parteien, die Legitimisten, die Orleansisten wie die Republikaner sämmtlich weder

Blick noch Sinn für die wirklichen Zustände haben, sondern sämmtlich nur nach Doctrinen handeln; es sind die Doctrinen der Romantiker, die Doctrinen der Philister und die Doctrinen der politischen Metaphysiker. Darum also ist er allen Parteien überlegen.

- 2) Umso mehr, weil er persönlich handelnd hervortritt, wie es das Volk verlangt. Denn das Volk verlangt einen Chef, von welchem eine Action ausgeht, und mag keine Schlafmütze an seiner Spitze, selbst wenn sie auch mit dem göttlichen Rechte verbrämt wäre.
- 3) Weil er insbesondere in die Bedürfnisse der Gesellschaft eingeht, und sich persönlich mit den betreffenden Fragen beschäftigt. Mag es nun viel oder wenig sein, was er in dieser Hinsicht versteht, so ist es etwas, und was die Hauptsache ist, man traut ihm zu, daß er hier etwas leisten werde, und er selbst zeigt den entschiedenen Willen dazu; während hingegen von den Häuptern der übrigen Parteien allgemein bekannt ist, daß sie in der Welt Gottes für nichts Sinn und Interesse haben, als für Phrasen und Intriguen. Dessen ist das Volk müde. Das Volk will einen Chef, der sich mit den Angelegenheiten des Volkes beschäftigt, und läßt sich sehr viel von ihm gefallen, weil es doch sieht, daß der Mann einen Willen hat.

Wenn also diese Eigenschaften so mächtig wirken, daß sie die stärksten Gegenwirkungen paralyfieren, was müßte nicht ein Regent vermögen in einem Lande, welches noch nicht so aufgewühlt ist wie Frankreich; ein Regent, der auf einem rechtlichen Boden steht, und also frei von alle den Schwierigkeiten und Widerwärtigkeiten, und nicht zu den Gewaltmitteln genöthigt, welche die Usurpation unvermeidlich mit sich bringt? Was müßte ein solcher Regent vermögen, wenn er nur persönlich hervortritt, und unbeirrt durch irgend welche doctrinären Einwirkungen seine Entschlüsse einfach nach der Lage des Landes und nach den Bedürfnissen der Gesellschaft bemißt? Ganz gewiß müßte er sehr viel mehr vermögen als der Präsident.

Sollen wir denn noch einmal sagen, was doch auf der flachen Hand liegt, nämlich daß der Monarch in der Monarchie das Centralorgan ist? Wo also eine Monarchie krankt, kann sie doch nie genesen, außer durch die Activität des Monarchen. Ob man aber den Thron mit Kammern zu umgeben habe, feudalistisch oder plutokratisch oder demokratisch construirt, das sind doch alles nur sekundäre Fragen, die, wenn man sie zur primitiven Frage machen will, vielmehr die Sache verbunkeln. Schon ist sie gar sehr verbunkelt durch die Theorie der Constitutionellen, welche den Regenten ausdrücklich hinter die Coullissen stellen, und ihm verbieten selbst zu handeln, wie sie

andererseits verbieten, von ihm zu reden, d. h. also, wenn man die Monarchie betrachtet, soll man den König aus dem Spiele lassen. Eine wahnsinnigere Ansicht hat es nie gegeben. In der That aber haben die politischen Schriftsteller seit Montesquieu diese Ansicht befolgt, und anstatt also zu fragen: durch welche Mittel und Formen das Königthum in Activität zu setzen sei, gehen sie, wie schon gesagt, von der Peripherie aus, um den Thron durch irgend welche Vorrichtungen zu umzäunen, und sind dann glücklich dahin angelangt, das Königthum vollständig zu tödten, indem sie ihm ausdrücklich verbieten, persönlich hervorzutreten, — aller Erfahrung und aller Geschichte zum Troge. Oder wer sind denn die großen Regenten gewesen? Doch wohl nicht die, welche sich hinter die Minister versteckten, sondern die persönlich handelnd auftraten. Und welches ist denn die populäre Form der Gewalt? Die persönlich handelt. Dies gilt selbst für Republiken, wie man in Nordamerika sieht. Denn dort wählt man Niemand zum Präsidenten, der sich hinter seine guten Freunde versteckt, sondern Männer, die persönlich auftreten, und wenn sie nicht persönlich auftreten, in ihrem Leben nie Präsident werden. Selbst ist der Mann.

Pro secundo steht man nirgends deutlicher als in Frankreich, daß die Stärkung der Regierungsgewalt keinesweges mit der Befestigung der Dynastien

identisch ist, wie wir schon früher bemerkt. Denn in Frankreich findet man die Regierungsgewalt zur Zeit stärker als irgendwo, sie ist gewissermaßen allmächtig. Selbst unter Louis Philipp und unter der Restauration war die Regierungsgewalt in Frankreich stark genug, und wahrscheinlich viel stärker als in Preußen, und doch genügten zwei Tage, um zwei Dynastien zu stürzen.

Die Stärkung der Regierungsgewalt ist also nicht identisch mit der Befestigung des Thrones. Was noch mehr sagen will, die Art und Weise, wie die Regierungsgewalt in Frankreich organisiert ist und geübt wird, macht sogar das Bestehen eines Thrones unmöglich. Denn was findet man in Frankreich? Militär-Commando's, Präfecten, Unterpräfecten und Maires, überhaupt Agenten der öffentlichen Gewalt, die von Paris aus ihren Impuls durch den Telegraphen erhalten. Wer diesen Impuls giebt, ist gleichgültig; die Maschinerie setzt ihre Bewegung fort, gleichviel ob in Paris ein Convent, ein Directorium oder ein Imperator gebietet. Es ist nicht das Geringsste wahrzunehmen, wodurch diese Präfecten oder Maires inniger mit einem Könige als mit irgend einem andern Gebieter verknüpft wären. Sie sind Agenten der öffentlichen Gewalt, und werden dies um so besser sein, je geschickter und nachdrücklicher die Centralgewalt geübt wird. Diese Maschinerie paßt also am besten für den Cäsarismus oder Na-

poleonismus, wie sie denn auch von Napoleon eingerichtet und seitdem nicht wesentlich verändert ist.

Fänden sich neben diesen Agenten der Gewalt selbstständige Gemeinden, Cantons, Arrondissements und Departements, fände sich irgend welche lokale und kommunale Autonomie, so wäre es anders, weil alle diese autonomen Organisationen in dem Thron die Garantie ihres Rechtes erblicken, und daher selbst den Thron stützen würden. Die Regierungsgewalt hingegen wäre dann offenbar schwächer, weil es Sphären gäbe, in welche sie gar nicht eindringen könnte, aber der Thron würde fester stehen, oder richtiger gesagt, es würde ein Königthum in Frankreich möglich sein, während es zur Zeit überhaupt unmöglich ist. Im Interesse der Dynastien also selbst liegt es, die Communalfreiheit unberührt zu lassen, und wo solche Communalfreiheit fehlt, sie selbst zu gründen in möglichster Ausdehnung. Freilich schmекхelt es den Regierungen, jeden Bürgermeister oder Schulzen absetzen, und jeden Gemeinderath auflösen zu können, oder unter dem Titel des Oberaufsichts- und Bestätigungsrechtes die Wahl jedes Communalbeamten, Bürgermeisters oder Schulmeisters u. s. w. inhibiren, und somit die Communalfreiheit illusorisch machen zu können, aber alles dies befestigt den Thron nicht, sondern es untergräbt ihn, und führt uns in das System des Cäsarismus. Wenn dies nun unbestreitbar, warum sehen wir denn die Regierungen überall

von einer wahren Manie befallen, keine Sphäre bestehen zu lassen, in die sie sich nicht einmischen möchten, angeblich um die Regierungsgewalt zu stärken? Man sagt wohl, es sei doch nicht zu gestatten, daß demokratische Gemeinderäthe, Bürgermeister u. s. w. gewählt würden, — aber warum denn nicht? Sind die Communen innerhalb ihrer Sphäre frei, so mögen sie einen Demokraten oder Reactionär wählen, das ist allein ihre Sache, und indem ihnen diese ihre Sphäre unverkümmert bleibt, so gewinnen sie dieselbe lieb, und werden eben dadurch conservativ, will man ihnen hingegen den Conservatismus aufbringen, so werden sie gerade dadurch revolutionär gemacht. Wo man aber ein Einschreiten der Regierung für nöthig hält, wäre eine directe Ernennung besser als eine unsichere Bestätigung, welche die Verhältnisse unklar macht. Immerhin mag es zur Verstärkung der Regierungsgewalt dienen, daß man die Macht hat, alle mißliebigen Elemente nach Gefallen wegzumasuregeln, aber zur Befestigung des Thrones dient es nicht, sondern es führt zum Cäsarismus, dem wir auf diesem Wege unvermeidlich verfallen werden; wie es in Frankreich vorliegt.

Es ist dies um so mehr zu fürchten, da unsere gesellschaftlichen Verhältnisse schon ganz dazu vorbereitet zu sein scheinen, und, abgesehen von dem Nationalcharakter, nicht mehr sehr erheblich von den französischen Verhältnissen verschieden sind. Denn

auch bei uns finden wir der Hauptsache nach nur atome Individuen, die durch keine innere Organisation verbunden, und in ihren Bewegungen nur durch äußere Polizeimaßregeln beschränkt sind. Eine solche Gesellschaft gewährt dem Königthum keine Basis. Und würde es auch zehnmal restaurirt, so würde es zehnmal wieder fallen. Es handelt sich also nicht darum, zu restauriren sondern zu organisiren; es handelt sich darum, ein soziales Band zu flechten, wenn das Königthum wieder befestigt werden soll.

So klar nun diese Aufgabe an und für sich, so herrscht doch allgemein die tiefste Bewußtlosigkeit darüber, indem die Einen sich diese Aufgabe gar nicht denken können, als in Verbindung mit den Ausgeburten des Communismus, und darum im Voraus Zeter schreien; während sich die Andern diese Aufgabe nur als eine Restauration des Feudalismus denken, und indem sie damit der modernen Gesellschaft in's Angesicht schlagen, die Lösung geradezu unmöglich machen. Als Resultat ergiebt sich demnach, daß überhaupt in dieser Hinsicht nichts geschieht.

Steht es aber fest, daß sich das dynastische Prinzip nur in einer organischen Gesellschaft halten kann; steht es fest, daß sich die alte feudale Gesellschaft schon vollständig aufgelöst hat, oder soweit sie noch besteht, doch in rascher Auflösung begriffen ist; steht es ferner fest, daß man nichts Neues basiren kann auf den schon im Absterben begriffenen Elementen;

steht es vielmehr fest, daß eine neue Gesellschaftsbildung nur aus den modernen Elementen und aus dem modernen Geiste erfolgen kann, so ist es doch ganz gewiß das allererste und dringendste Erforderniß, daß die Dynastien nur erst überhaupt mit den Elementen der modernen Gesellschaft in einen innigen Rapport treten, damit sie als die Concentrationspunkte der neuen Bildungen eine neue Festigkeit gewinnen, und der Prozeß der Erneuerung somit überhaupt in Gang kommt. Darum haben wir so nachdrücklich darauf hingewiesen und wiederholen es noch einmal, daß die Dynastien in die modernen Lebensverhältnisse eingehen, und thatkräftig eingreifen sollen, wo sich irgend Gelegenheit bietet, gleichviel was es auch sei. Es giebt Leben, und im Leben allein liegt die Rettung. Umsonst ist alles Reden vom monarchischen Prinzip, umsonst alle Verfassungsrevision, umsonst alle Treubündlerereien u. s. w. Oder was ist denn das Prinzip der Dynastien? Die Dynamis ist es, das Können, und das Prinzip des Königthums ist das Schaffen und Zeugen, wie die Etymologie des Wortes angeht. Wer also die Dynastien restauriren will, der hat sie in Wirksamkeit zu setzen; oder richtiger gesagt, sie selbst haben sich in Wirksamkeit zu setzen.

Was haben denn nun die Restaurationsphilosophen gethan, die doch bei allen Thüren Zutritt finden, und sich selbst für die eigentlichen Kronwächter ausgeben?

Nichts haben sie gethan. Denn die Thatsache liegt vor, daß die Dynastien dem modernen Leben entfremdet sind, und wie auffallend diese Entfremdung, darüber habe ich auf einigen Seiten eine ganze Reihe tatsächlicher Beweise geliefert, die nöthigenfalls vermehrt werden können. Daß es aber so steht, verdanken die Dynastien ihren Restaurationsphilosophen, welche ihre Herren mit romantischen Spiegelfechtereien unterhalten, anstatt sie in die Elemente der modernen Gesellschaft einzuführen.

Diese Leute klagen über den ungeschichtlichen Charakter der modernen Institutionen, indessen sie doch selbst das vornehmste Hinderniß einer geschichtlichen Entwicklung sind; da sie die Elemente der modernen Gesellschaft weder zu begreifen noch zu organisiren verstehen, sondern ewig nur rückwärtswollen, während die Zeit vorwärts drängt, und also der Faden natürlich jeden Augenblick abreißt, daß sie fortwährend neue Knoten machen müssen, die natürlich alle wieder reißen. Jedes Zeitalter hat seine besonderen Bedürfnisse, und verlangt seine besonderen Institutionen, die nicht wie Gras von selbst emporsprossen, sondern von Menschen eingerichtet werden müssen. Oder war etwa die alte Feudalorganisation ehemals vom Himmel gefallen, oder hat sie nicht Jahrhunderte zu ihrer Ausbildung bedurft, und würde nie zu Stande gekommen sein, wenn sich die Leute damals mit Gewalt in das römische Imperium hätten zurück-

wickeln wollen. Aber so albern waren sie nicht. Wie also diese alte Feudalorganisation Jahrhunderte zu ihrer Bildung bedurft hat, so wird eine lange Zeit darüber vergehen, ehe sich die Elemente der modernen Gesellschaft zu einem festen Gefüge organisiren. Allein diese Uebergangszeit wird sich abkürzen, wenn wir mit festem und klarem Willen an's Werk gehen. Mögen dann auch noch Menschenalter darüber verfließen, ehe neue wirklich organische Gesellschaftsformen hervortreten, worüber man bis jetzt kaum dunkle Ahnungen haben kann, so wird dies zwar eine Zeit der Unruhe, aber doch eine Zeit des fröhlichen Schaffens sein, und wir sind wenigstens befreit von dem allgemeinen Torpor, welchen die Restauration über die Gesellschaft verbreitet. Gefährlicher noch als die Ausdünstungen eines neu gebrochenen Landes sind die Moderdüfte, womit die Leichengräber der Vergangenheit die Atmosphäre erfüllen, indem sie nicht nur die Gegenwart verkümmern, sondern auch die Keime der Zukunft ertöbten. Und welche Stellung gedenkt man denn den Dynastien zu geben? Sollen sie nicht die Träger der neuen Organisationen sein, wie es die altgermanischen Fürsten vor 15 Jahrhunderten waren, oder sollen sie die byzantinischen Kaiser nachahmen, welche das Werk der Restauration betrieben, bis endlich die Türken darüber kamen, um der Fäulniß ein Ende zu machen? Sollen sie nicht an der Spitze der Lebendigen der Zukunft entgegen

gehen, oder sollen sie die Chorführer der abgeschiedenen Geister sein, die freilich gar bald zum Ziele gelangen werden? Die Todten reiten schnelle, aber das Leben braust ihnen doch über die Köpfe hinweg.

Pro tertio drängt sich uns die Thatsache auf, daß Frankreich seit Jahrhunderten auf seine Nachbarländer, insbesondere auch auf Deutschland, einen außerordentlichen Einfluß geübt; daß dieser Einfluß noch heute besteht, und sogar nach dem Staatsstreich wieder merklich gestiegen ist. Fragen wir uns also, was diesen Einfluß begründet?

Die Antwort scheint nicht zweifelhaft. Da nämlich dieser Einfluß erst im sechszehnten Jahrhundert merklich, und erst im siebzehnten Jahrhundert entscheidend wird, so muß er wohl daraus entspringen, daß Frankreich in der Auflösung des Feudalismus und in der Herausbildung der modernen Lebensformen dem übrigen Europa vorangegangen. So hat sich Alles, was man die moderne Civilisation nennt, ganz überwiegend unter französischem Einfluß entwickelt, denn wenn auch die Erfindungen und Entdeckungen, worauf diese Civilisation beruht, zum größten Theil nicht französisch sind, so erhielt doch das Ganze in Frankreich die Façon, und ist dadurch Paris die Metropole der modernen Gesellschaft geworden. Die benachbarten Continentalstaaten folgten mehr oder weniger dem Zuge der französischen Entwicklung, aber wie die Copie hinter dem Originale zurückbleibt,

sahen sie sich im Ganzen doch stets überflügelt. Nach dem Ausbruch der Revolution suchte die Coalition den modernen Geist zurückzudrängen, und wo möglich zu ersticken, was aber nicht gelungen. Er lebt in Frankreich wie in dem ganzen westlichen Europa, und über den Versuch ihn zu ersticken, sind schon vier Dynastien gefallen: in Schweden, in Portugal, in Spanien und in Frankreich selbst.

In Frankreich ist der Feudalismus definitiv begraben, während er in den benachbarten Continentalstaaten noch in mehr oder minder mächtigen Ueberresten besteht. Man sieht diese Staaten in Schwankungen begriffen, indem sie einerseits die modernen Elemente anerkennen, andererseits die feudalistischen Ueberreste zu conserviren oder restauriren streben. In diesem Schwanken sind sie natürlich im Nachtheil gegen Frankreich, welches bei aller Wandelbarkeit seiner Staatsverfassung doch insofern seiner selbst gewiß ist, als es die moderne Gesellschaft definitiv für seine Grundlage anerkannt hat, und dadurch die natürlichen Sympathieen der modernen Elemente in den Nachbarstaaten gewinnt. Wir reden dabei nur von den Continentalstaaten; denn England ist eine Welt für sich, die sich in ihrer Entwicklung wesentlich von dem Continent unterscheidet, weil sich der Feudalismus in England seit zwei Jahrhunderten metamorphosirt und modernisirt hat, während er auf dem Continent hingegen sich zersezt hat, zerfallen oder zerstört ist.

Darum war die französische Entwicklung von geringem Einfluß auf England, aber von um so größerem Einfluß auf den Continent, insbesondere auf Deutschland. Und dieser Einfluß besteht bis diesen Tag.

Frankreich ist uns bis heute noch überlegen, eben deshalb, weil wir, anstatt uns rückhaltlos auf die modernen Lebens Elemente zu stützen, fortwährend von Restaurationsideen geplagt werden, die, unfähig etwas zu schaffen, doch gleichwohl stark genug sind, um die moderne Entwicklung zu lähmen, überall Konflikte hervorzurufen, und die ganze Stimmung der Gesellschaft zu verbittern. Wie wahr dies ist, und wie schwer es in's Gewicht fällt, sieht man im Elsaß und Lothringen, zwei ursprünglich deutschen Ländern: das eine noch ganz deutsch, das andere in den Sitten auch noch überwiegend deutsch, aber politisch betrachtet beide durch und durch französisch, erzfranzösisch. Der Bauer auf dem Lande wie der Bürger in den Städten mögen dort nichts hören von Deutschland, weil der Gedanke an Deutschland ihnen identisch ist mit Restauration, Privilegienwesen und Feudalismus mit allen seinen Herrlichkeiten, die sie verabscheuen. Darum halten sie an Frankreich, trotz des Staatsstreiches, ja seitdem um so fester, weil ihnen der Napoleonismus doch eine Bürgschaft gegen alle feudalistischen Restaurationsprojecte ist; eine Bürgschaft, daß es vorwärts geht mit den modernen Lebens Elementen, sei es auch unter harten und strengen Formen. Ober

meint man etwa, das alle das, was der Napoleonismus Widerwärtiges hat, und was insbesondere seinem jetzigen Repräsentanten zum Vorwurf gereicht, im Elsaß nicht bekannt sei? Es ist dort ganz gewiß noch besser bekannt als in der Kurmark, aber trotz alle dem hat man den Präsidenten mit Enthusiasmus empfangen; und, was wichtiger ist als solche momentanen Aeußerungen, trotz alle dem ist der Bauer im Elsaß napoleonisch gesinnt, und nicht erst seit gestern, sondern seit funfzig Jahren.

Nun mögen wir uns auf das hohe Pferd setzen um die Franzosen herunterzureißen, daß sie in den Napoleonismus hineingerathen, wenn aber die deutsche Stadt Straßburg eben diesen Napoleonismus im Vergleich zu der deutschen Restauration noch für ein großes Glück ansieht, dann sollten wir wohl vom hohen Pferde herabsteigen, und uns von rechtswegen auf den Esel setzen, falls wir noch eines nationalen Schamgefühles fähig sind. Ach, wie tief müssen wir wohl selbst gesunken sein, daß wir so ganz und gar keine Anziehungskraft üben auf die abgerissenen Glieder unseres Nationalkörpers, die uns vielmehr selbst verwerfen, und sogar viel lieber die Militärdictatur ertragen wollen, als daß sie die deutsche Restauration genießen möchten, die sie anekelt wie der Haut gout der Fäulniß? Und doch sind diese Provinzen ursprünglich echt deutsch; noch heute geziert mit unvergleichlichen Denkmalen deutscher Architektur

in Metz und in Straßburg; noch heute von deutschem Gepräge, welches unter der französischen Tünche überall deutlich hervortritt; noch heute sogar in der Rede zum großen Theil deutsch. Wo immer zwei Elsasser in Frankreich zusammentreffen, sprechen sie deutsch; kommen sie aber nach Deutschland, sprechen sie französisch, weil sie sich schämen würden für Deutsche zu gelten.

So ist es, und man soll mich Lügen strafen, wenn es nicht so ist. Und so wird es sein, so lange man in Deutschland noch Restaurationsphilosophie docirt und practicirt. Frankreich wird uns überlegen bleiben, so lange es die Werkstätte des modernen Lebens bleibt, derweilen die Nachbarstaaten sich mit feudalen Ideen herumplagen. Sobald wir aber anfangen werden, uns rückhaltlos den modernen Elementen anzuvertrauen, dürfte sich das Verhältniß bald umkehren. Denn es ist allein die Restauration, welche die Sprungfedern unseres Geistes darniederbrückt, der an und für sich mächtiger, schöpferischer und organisirender ist als der französische Geist, welcher sich wesentlich formalistisch zeigt. Darum haben es die Franzosen so wohl verstanden, den aufgelösten Elementen des Feudalismus ein ansprechendes Façon zu geben, seitdem es aber darauf ankommt, der atomisirten Gesellschaft neue Lebensprinzipien einzupflanzen, offenbart dieser Formalismus seine Unproductivität.

Ueberall, wo wir nur klar und entschieden das moderne Element ergreifen, sind wir den Franzosen

bald überlegen, wie es z. B. deutlich hervortritt im Post- und Eisenbahnwesen, da wir nicht nur der Quantität nach mehr Bahnen gebaut, sondern dieselben auch zweckmäßiger eingerichtet haben. Die Verwaltung der Posten und Eisenbahnen ist in Deutschland besser als in Frankreich, namentlich in Preußen, wo sie am besten verwaltet werden. Nun wohl, dies sind zwei ganz moderne Dinge, die wir gut gemacht, weil wir uns dabei von allen mittelalterlichen Ueberlieferungen und Thaten freigehalten. Desgleichen, und was überaus wichtig erscheint, sind wir Frankreich überlegen in allen Entwicklungen des Associationsgeistes. In Frankreich findet man nicht die zahlreichen Vereine für wissenschaftliche und gesellige Zwecke, auch nicht so viele und so mannigfaltige Vereine für Wohlthätigkeit. Selbst die industriellen und merkantilen Gesellschaften, wie die Versicherungsgesellschaften aller Art, die Gesellschaften für Eisenbahnen und andere technische Unternehmungen, sind dort unlebendiger und schlechter verwaltet. Man sieht also daraus, daß der Deutsche sehr wohl moderne Elemente zu gestalten versteht. Denn alle diese Associationen sind moderner Natur, und eben deshalb in kräftiger Entwicklung, weil man sie rein modern gehalten. Hätte man sie etwa mit privilegierten Corporationen oder andern feudalistischen Herrlichkeiten in Verbindung bringen wollen, dann wären sie gleich von vorn herein verpöfft gewesen, und hätten sich

vor Zopf nicht rühren können. Nun bilden aber diese Associationen ein sehr bedeutendes Element der Gegenwart; ja es scheint wohl, daß der Associationsgeist dereinst ein Hauptmittel sein wird, um in die atomisirte Gesellschaft wieder Zusammenhang zu bringen, und wenn sich also der Deutsche auf diese Dinge so gut versteht, dürfte er wohl zu selbstständigen sozialen und politischen Organisationen fähig sein, sobald man sich nur erst einmal definitiv von der Restauration lossagt.

Einstweilen bleibt uns Frankreich überlegen, insbesondere durch seine politische Stellung, und kann uns unter Umständen sehr gefährlich werden. Seine politische Macht ist immer noch sehr groß, und hat sich seit dem Staatsstreich noch bedeutend verstärkt, so daß das gegenwärtige Deutschland dem gegenwärtigen Frankreich bei weitem nicht gewachsen ist. Das behaupte ich positiv, selbst unter der Gefahr, um deswillen für einen schlechten Patrioten zu gelten. Denn ich werde mich nie überzeugen, daß Heuchelei eine Tugend ist, und daß es Patriotismus heißt, mißliebige Thatsachen zu vertuschen, anstatt sie darzulegen, um auf die Gefahren hinzuweisen. Was aber den Napoleonismus anbetrifft, so habe ich darüber unmittelbar nach dem Staatsstreiche eine Ansicht geäußert, die sich in allen wesentlichen Punkten bestätigt hat, während sich hingegen die Urtheile unserer legitimistischen, constitutionellen und demokratischen Blätter,

welche in diesem Staatsstreich nur ein Bagabondenunternehmen sehen wollten, das gar keine Basis hätte, als gänzlich irrig erwiesen haben.

Welch einer Machtentwicklung der Napoleonismus fähig ist, hat man in frühern Zeiten sattsam erfahren. Freilich ist dabei das militärische Genie Napoleons sehr wesentlich in Rechnung zu ziehen, aber nicht minder wesentlich wirkte andererseits das System, welches Napoleon in Frankreich begründet hatte. Ich will damit die napoleonische Verfassung keinesweges empfehlen, da ich ja weiter oben selbst ihre Fehler bezeichnet habe, ich sage nur, daß sie sehr viel leistet in Beziehung auf Machtentwicklung; was keine Meinung ist, sondern eine Thatsache. Man kann Verfassungen nach sehr verschiedenen Gesichtspunkten betrachten: nach ihrem Einfluß auf die Sitten, oder auf die Cultur, oder auf den Wohlstand der Nation u. s. w; fragt man aber nach der Wirkung, welche ein Staat nach Außen hin zu üben vermag, und faßt man dabei die Eventualität eines Krieges ins Auge, so muß man sehen, in wiefern die Verfassung eines Landes seine Machtentwicklung befördert.

In dieser Beziehung leistet die Napoleonische Verfassung und Verwaltung sehr viel, weil beide, nach einem durchgreifenden Prinzipie gebildet, in hohem Grade die Concentration der Kräfte und die Einheit der Action befördern. Allerdings ist das Ganze rein mechanisch, und müßte daher im Ver-

gleich zu einer organischen Verfassung, welche im Uebrigen denselben Effect möglich macht, sehr weit zurückstehen. Aber besitzen wir denn etwa eine solche organische Verfassung? Ist etwa die deutsche Bundesverfassung ein lebenskräftiger Organismus? Du lieber Himmel, sie entspricht wohl so wenig den Gesetzen des Organismus, daß sie im Gegentheil noch tief unter aller Mechanik steht. Oder stellen etwa unsere gegenwärtigen preussischen Zustände einen wohlgegliederten Organismus dar? Das gilt die Probe. Blicken wir also auf ihre vornehmsten Elemente, welche sind:

- 1) Die bürokratische Behördenverfassung, wie sie unter Hardenberg eingerichtet,
- 2) dazu die constitutionellen Kammern,
- 3) dazu die reactivirten Stände.

Mehr kann man wahrlich nicht verlangen: drei Systeme, die nebeneinander functioniren, und die alle drei sich gegenseitig widersprechen. Ein solcher Zustand gestattet natürlich keine Einheit der Action, und überhaupt nur eine geringe Machtentwicklung. Aus diesem Irrsal müssen wir also schlechterdings heraus, indem wir entweder eines dieser Systeme durchführen, oder ein viertes neues begründen.

Drei Systeme und drei Widersprüche auf einmal! Da haben wir wieder die Staatskrankheit in ihren deutlichsten Zügen: innere Disharmonie, die aus dem Ensemble widersprechender Prinzipien entspringt.

Was hat uns aber in diese Widersprüche gestürzt? Ganz offenbar die Schwäche des Willens und die Unklarheit des Urtheils, welches zwischen den Ueberresten der Vergangenheit und den Elementen des modernen Lebens unsicher umherschwanzt. Anstatt also einfach und scharf die Lage der Dinge ins Auge zu fassen, um danach zu fragen, welche Einrichtungen das heutige Preußen bedarf, folgen wir vielmehr einer sogenannten conservativen Theorie, welche die Ausführung einer einheitlichen Staatsidee ganz unmöglich macht. Da wir uns nun im Jahre 1848 im Drang der Ereignisse jählings in das constitutionelle System gestürzt, haben wir gleichwohl die alte bürokratische Behördenverfassung daneben bestehen lassen, obgleich es doch auf der Hand liegt, daß sich beides widerspricht; wie es auch damals Herr Hansemann, der ein klarer Kopf ist und sich auf den Constitutionalismus vortrefflich versteht, sogleich erkannte, und daher eingreifende Veränderungen beabsichtigte, welche, vom constitutionellen Standpunkte betrachtet, offenbar ganz nothwendig gewesen wären. Denn weder die bisherige Organisation der Ministerien noch die collegialischen Bezirksregierungen passen zu den Kammern, sondern wenn es mit den Kammern Ernst werden sollte, so müßte die ganze Verwaltung in die Hände einzelner Chefs gelegt werden, welche kein Collegium sondern nur ein Bureau zur Seite haben dürften; wie es in der That überall der Fall ist, wo der Parlamentarismus

mus zur Wirklichkeit geworden, während die collegialische Behördenverfassung nur so lange gerechtfertigt erschien, als es keine Kammern gab, und die Beamtencollegien gewissermaßen die Kammern ersetzen sollten. Beides neben einander zu erhalten veranlaßt die größten Unzuträglichkeiten, die schon jetzt hinlänglich hervortreten, und in Zukunft noch mehr hervortreten werden. Hat sich aber seitdem herausgestellt, was man schon im Jahre 1848 hätte wissen können, daß die Kammern selbst unserm Staatswesen nicht entsprechen, während sich doch andererseits auch die alte Bürokratie als ganz ungenügend erweist, so wäre es wohl an der Zeit gewesen, die Lage des Staates in gründliche Untersuchung zu ziehen, was im Jahre 1848 ganz versäumt war, um nach den Ergebnissen dieser Untersuchung eine, der Natur und den Bedürfnissen des Staates entsprechende, Verfassung einzuführen. Allein der Conservatismus hat ein so durchgreifendes Verfahren, welches doch allein zum Ziele führen könnte, nicht aufkommen lassen. Vielmehr hat man gemeint, dem Staate einen neuen Halt zu geben durch die Restauration der Stände, in der That aber dadurch einen neuen Widerspruch hervorgerufen, da die Stände zu den Kammern eben so wenig passen als die bürokratische Behördenverfassung, auch nie zu hoffen steht, daß sich beide amalgamiren, wegen des Widerstreits ihrer Prinzipien. Conflictte folgen unvermeidlich, indem es jetzt so zu

sagen, zwei Arten von Recht giebt, Kammerrecht und Ständerecht, und zwei Körperschaften, die sich gegenseitig ihre Kompetenz und selbst ihre Existenz bestreiten, — ähnlich wie es zur Zeit des großen Schisma mehrere Päbste auf einmal gab, die sich gegenseitig in den Bann thaten, und endlich wegen übergroßer Confusion gleichzeitig abgesetzt werden mußten. Der Zwiespalt zieht sich durch das ganze Land, und verwirrt das Bewußtsein, da die Einen jetzt ihre Hoffnung auf die Kammern setzen, die Andern auf die Stände. Selbst bis in die höchsten Regionen der dirigirenden Staatsmänner bringt dieser Zwiespalt ein, was nicht etwa in Persönlichkeiten liegt, sondern der Natur nach ganz unvermeidlich ist, wo widerstreitende Systeme neben einander bestehen.

Da sehen wir nun das Resultat des Conservatismus und der Restauration: Zwiespalt in den Personen wie in den Systemen; ein Ensemble von lauter incongruenten Elementen, eine Maschinerie, die Gefahr läuft, in's Stocken zu gerathen, — die Staatskrankheit im vollen Ausbruch. Wo soll das hinaus! So verliert der Staat Halt und Charakter, und seine ganze Schwungkraft. Es mag sein, daß man dies in Zeiten der Ruhe und der Apathie wenig empfindet, aber es soll nur eine Zeit der Prüfung kommen, dann werden wir mit Schrecken bemerken, daß wir gar keiner einheitlichen Action, und folglich nur einer sehr geringen Machtentwicklung fähig sind.

Einstweilen zeigt sich dies schon jetzt in dem geringen Erfolg unserer auswärtigen Politik, auf welche die schwankende Haltung unserer inneren Politik ganz unvermeidlich zurückwirkt. Man kennt im Auslande unsre Lage nur zu gut, und weiß, daß wir in dieser Lage zu keinem energischen Auftreten fähig sind, und so müssen wir denn klein beigeben. Auch ist einleuchtend, wie sehr wir uns überhaupt durch das Restaurationsprinzip die Hände gebunden haben. Gleichwohl sollen wir restauriren, um der Welt das befremdliche Schauspiel zu geben, daß ein so junger und moderner Staat wie Preußen, der seiner Natur nach zum Träger der fortschreitenden Prinzipien bestimmt scheint, zur festen Burg der Restaurationsphilosophie wird, — einer Philosophie, die sich vortreflich für Rom passen würde, aber sehr schlecht für Berlin; einer Philosophie, die, wenn sie consequent und ehrlich sein wollte, über die Existenz Preußens selbst das Verdammungsurtheil sprechen, oder uns wenigstens auf die Kleinheit unsers Ursprungs zurückführen müßte: in jene Zeiten, da die Kurfürsten von Brandenburg, als des heiligen römischen Reiches Erzkämmerer, Sr. Kaiserl. Majestät das Waschbecken hielten, und als polnische Vasallen in Krakau die Belehnung empfingen. Sind dies die großen Traditionen, die man herauf beschwören will? Die hohenzollerschen Markgrafen hingegen waren rüftige Herren, welche auf diese Traditionen keinen

sonderlichen Werth legten, und anstatt sich in das Mittelalter zurück zu restauriren, sich vielmehr thunlichst davon zu emancipiren strebten. In diesem Geiste handelte der große Kurfürst wie der große Friedrich, welche um deswillen von dieser Restaurationsphilosophie als gottlose Revolutionäre verworfen werden, um uns dafür die Bilder der großen Restaurationsmänner zu bieten: Alba, Loyola und Paffenpflug. O großer Friedrich! heute, da man die Todten beschwört, beschwöre ich deinen Genius.

Schwermüthig blickt die Restauration in das Mittelalter zurück, auf den bemooften Steinen verfallener Burgen sitzend, ein Jeremias auf den Trümmern Jerusalems. Der gellende Ton der Lokomotive, der sie in ihrer Traumseligkeit stört, dünkt ihr wie teuflischer Hohn, und zurücksinkend in ihren Jammer, träumt sie von den apokalyptischen Zeiten. Denn Alles, was seit drei Jahrhunderten geschehen, gilt ihr als Sünde und Abfall von Gott; und die Gottlosigkeit ist es, welche das gottselige System des Feudalismus zerstört. Gemach, Ihr Herren, werft nur die Ritterbücher und Tractätchen bei Seite, und nehmt die Geschichte der Civilisation zur Hand, so habt Ihr die Elemente der Gottlosigkeit vor Augen. Vorweg das Schießpulver, welches ein frommer Mönch erfunden, des Name Berthold Schwarz; dann kam die Presse durch Guttenberg, der auch ein frommer

Mann war, und druckte die heilige Schrift; dann Columbus, nicht minder ein frommer Mann, welcher die Indianer belehren wollte, und entdeckte Amerika. Nun wohl, jetzt denkt an das Pulver, an die Presse und an Amerika, und vergegenwärtigt Euch die ganze Reihe neuer Entdeckungen in Wissenschaften, Künsten und Gewerben, welche sich im Laufe der Jahrhunderte daran angeschlossen; vergegenwärtigt Euch den Umschwung in der Denkweise, in Sitten und Lebensgewohnheiten der Menschen, der sich unvermeidlich damit verband, und Ihr seht, wie das alte feudale System nach einer innern Nothwendigkeit Stück für Stück zerfallen mußte. Was will man denn nun sagen von dem revolutionären Charakter der letzten Jahrhunderte? Denn wenn doch so viele und so bedeutende neue Elemente hervortreten, sogar eine neue Welt, so muß ja die alte Welt wohl zusammenfallen. Und wo sie noch nicht gefallen, da wird sie fallen, daß auch kein Stein auf dem andern bleibt. Ist es nun etwa christlich, daß man darüber verzage und jammere? Christen kennen die Wandelbarkeit menschlicher Dinge; sie setzen ihre Hoffnung auf Gott und nicht auf den Feudalismus, an welchen Gottes Gnade nicht haftet, da er doch sichtbar verschwindet. *)

*) Eine feste Burg ist unser Gott, sang Dr. Luther, aber den Feudalismus hat er nicht besungen, vielmehr manches darüber geäußert, was die Reaction jetzt verbieten würde.

So geschieht es also überall im ganzen westlichen Europa, daß sich das alte Gefüge der Staaten zersetzt. Alle Elemente gerathen in Bewegung. Sie bilden sich um, wo ein fester Wille und ein klares Urtheil die Bewegung dirigirt, wo aber nicht, da wälzen sie sich um, denn ruhen können sie einmal nicht. Dies ist der naturnothwendige Charakter unserer Zeit, den man weder zu beweinen noch zu verwünschen, sondern vor allem zu begreifen hat. Bei dieser Umschwung aller Dinge, muß man mit fester Hand hineingreifen; man muß die Elemente erfassen, welche Kraft und Zukunft haben; man muß diese Elemente durch Formen verbinden, welche biegsam, welche praktisch und wirksam sind. Einen wohl gegliederten Organismus wird dies freilich sobald nicht geben. Es ist nicht möglich, weil dazu eine Gesellschaft gehört, deren Grundlagen stabil sind, während gegenwärtig die Grundlagen selbst in Bewegung gerathen, und in so rapider Veränderung begriffen sind, daß, was heute noch zweckmäßig erscheint, nach einem Menschenalter schon unbrauchbar erscheinen wird.

Man stellt uns den organischen und historischen Charakter der englischen Verfassung als ein Muster vor Augen, nur schade, daß diese Empfehlung um zwei Jahrhunderte zu spät kommt. Einmal, weil uns heute schon alle Elemente fehlen, um die englische Verfassung nachzubilden zu können, was damals wohl

möglich gewesen sein würde; sodann, weil es heute nicht einmal mehr der Mühe lohnen würde, diese Verfassung nachzuahmen, da sie selbst schon in der Zersetzung begriffen ist, so sichtbar, daß man eben kein Prophet zu sein braucht, um vorauszusagen, daß sie dieses Jahrhundert nicht überleben wird. Und diese selbst schon in der Auflösung begriffene Verfassung soll uns heute zum Muster dienen? Wahrlich eine der größten Narrheiten, in welche die grundgelehrten Deutschen verfallen konnten.

Wie schlafrunken irrlichteriren wir umher, theils in leeren Phantasieen, theils in unbrauchbaren Copieen fremdländischer Institutionen, anstatt auf unsere eigenen Verhältnisse und unsere eigenen Bedürfnisse zu sehen, um dannch zu thun, was noth ist. In diesem Zustande unklarer Schwankungen und unsicherer Versuche sind wir dem Napoleonismus durchaus nicht gewachsen, als welcher seinen penetranten Blick auf das Wirkliche richtet, um es mit eiserner Faust zu formiren; wohl wissend, daß man in einer aufgeldöhten Gesellschaft und in einem so unterwählten Lande, wie Frankreich, vergeblich nach organischen und historischen Institutionen suchen würde. Dies ist die starke Seite des Napoleonismus, wodurch er uns sehr gefährlich werden kann, weil er eine Machtentwicklung ermöglicht, wie wir es durchaus nicht vermögen.

Diese Gefahr ist um so größer, wenn wir berücksichtigen, welche Mißstimmung bei uns das Restaurationssystem überall hervorruft. Denn von der Nordsee bis zu den Alpen ist nichts so allgemein verhaßt als feudalistische Projecte. Es gehört etwas dazu, daß sich napoleonische Sympathieen bei uns entwickeln, aber unter Umständen ist es durchaus nicht unmöglich, und sollten sich deren einst im südlichen und westlichen Deutschland regen, dann glaube man nur nicht, sie seien von französischen Knechtendienern ausgestreut, sondern sie sind durch die Restaurationsphilosophen hervorgerufen, deren Umtriebe die Menschen desperat machen.

Und in welche Stellung sollen endlich die deutschen Fürsten dadurch gerathen? Ganz unvermeidlich werden sie den Elementen des modernen Lebens um so mehr entfremdet, je mehr sie sich mit der Restauration beschäftigen, wodurch sie Zeit und Kraft verlieren, in die praktischen Interessen der Gesellschaft einzugreifen. Dies aber ist ebenfalls die starke Seite des Napoleonismus, der sich nicht mit Ruinen beschäftigt, sondern überall mit höchst modernen Dingen. Dieser Richtung des Kaisers folgt heute der Neffe, der uns grade ebenso über den Kopf wachsen kann, wie es seiner Zeit der Onkel gethan.

Diese Ansichten sind nicht aus den Fingern gesogen, sondern stützen sich auf thatsächliche Momente,

auf welche ich hier hinweise, um vor den Gefahren zu warnen, welche für uns darin liegen. Ich thue es, weil ich es Niemand anders thun sehe, indessen es doch irgend Jemand thun muß, und ich hielt es für passend, diese Reflexionen an die vorliegenden Untersuchungen über die Staatskrankheit anzuschließen, welche demnächst fortgesetzt werden sollen.

C. Franz.

Inhalt.

I.	Allgemeine Ursachen der Staatskrankheit.	5
II.	Auflösung des Feudalismus.	10
III.	Egalitätstendenzen des modernen Lebens.	30
IV.	Fortschritt des Freiheitsbewußtseins mit der Entwicklung der Naturwissenschaften und der Industrie.	40
V.	Verfall des dynastischen Prinzips.	52
VI.	Regeneration der Dynastien.	70

E. 311 J
1/1916

Druck von Eduard Krause in Berlin.

Von demselben Verfasser ist früher bei uns erschienen :

Die
Erneuerung der Gesellschaft
und
die Mission der Wissenschaft.

68 Seiten. 8. 12 Sgr.

Unsere Politik.

6te Auflage.

5 Bogen. 12. broch. Preis 7½ Sgr.

Die Constitutionellen.

4te Auflage.

86 Seiten. broch. Preis 10 Sgr.

Von der

deutschen Föderation.

124 Seiten. broch. Preis 12 Sgr.

Unsere Verfassung.

2te Auflage.

289 Seiten. 20 Sgr.

Ferner ist bei uns erschienen:

Preussens Staatsverträge.

Zusammengestellt durch

Friedrich Wilhelm von Rohrscheidt.

964 Seit. Lex.-Oct. Preis 5 Thlr.

Die öffentlichen Urtheile haben auf dies Buch als eine ebenso genaue, wie brauchbare Sammlung hingewiesen, und sie dem Staatsmann sowohl, wie dem Juristen als brauchbar empfohlen.

Berlin.

F. Schneider & Comp.
Unter den Linden 19.

128



HARVARD LAW LIBRARY

FROM THE LIBRARY

OF

RAMON DE DALMAU Y DE OLIVART
MARQUÉS DE OLIVART

RECEIVED DECEMBER 31, 1911



